Vor und hinter den Coulissen.

Skizzen und Erinnerungen

von

C. A. Dempwolff,

Verfasser von „Auch eine Gletscherfahrt," „Aus meiner Wandermappe," „Oberitalienische Fahrten" etc.

Sechster Band.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1870.

Vor und hinter den Coulissen.

Sechster Band.

Lucile Grahn-Young.

„Und die Proben zum „Freischütz“ setzen Sie für Dienstag an!“

„Gut, Herr Director,“ scholl es vom Nebenzimmer zurück.

„Ist sonst noch etwas zu besorgen?“ fragte Director Mühling, der Regent des Hamburger Stadttheaters.

„Das junge Mädchen wartet noch immer,“ sagte der Secretär, „ich sagte schon vorher, daß sie den Herrn Director sprechen wolle.“

„Wissen Sie nicht, Schuster, was sie eigentlich will?“ fragte der Director, eine Prise nehmend.

„Sie will absolut den Herrn Director selbst sprechen, sieht sehr anständig aus und ist blutjung. Ueberdies scheint sie eine Ausländerin, ihr Deutsch klingt fremdartig und gebrochen.“

„Na, dann führen Sie sie nur herein,“ sagte der Director gutmüthig.

„Wer sind Sie, liebes Kind, und was wünschen Sie von mir?“ fragte er dann ein junges Mädchen, das, fast noch ein Kind, trotz seiner bescheidenen und reservirten Haltung doch eine große Sicherheit zeigte.

„Ich bin Tänzerin, Herr Director, ich komme von Kopenhagen und wünsche auf Ihrer Bühne zu tanzen.“

„Aber wir haben ja gar kein Ballet, liebes Kind!“

„Das thut nichts, ich muß auf Ihrer Bühne tanzen.“

„Ja, wenn Sie tanzen müssen, dann ist es freilich etwas Anderes,“ lachte der alte Herr gutmüthig. „Aber jetzt setzen Sie sich zuerst einmal hin und sagen Sie mir ordentlich, wer Sie sind, wie Sie heißen, woher Sie kommen, was Sie können und was Sie verlangen.“

„Ich heiße Lucile Grahn, bin Tänzerin an der großen Oper in Kopenhagen und wünsche bei Ihnen zu tanzen.“

„Ich habe zwar noch nichts von Ihnen gehört, liebes Kind, aber Sie können ja deswegen doch möglicherweise recht tüchtig sein. Ihr Aeußeres gefällt mir so weit und ich wäre nicht abgeneigt, einen Versuch mit Ihnen zu machen; was würden Sie verlangen, wenn ich Sie einen Abend tanzen lasse?“

„Tausend Francs, Herr Director, für jeden Abend, an dem ich tanze,“ sagte sie ruhig.

Der Director war bei dieser immensen Forderung in die Höhe gesprungen, und ging unmuthig im Zimmer auf und nieder.“

„Ich hatte es gut mit Ihnen vor, Fräulein,“ sagte er endlich, „ich wollte Sie wirklich tanzen lassen, und nun kommen Sie mir mit solchen unzeitigen Scherzen. Tausend Francs! Sie wissen ja gar nicht, was das für eine Summe ist. Das biete ich kaum einer Taglioni! Wie können Sie, eine junge, unbekannte Anfängerin, solche verrückte Forderung stellen?“ —

„Sie haben Recht, Herr Director,“ sagte sie traurig, „und dennoch muß ich bei Ihnen tanzen und dennoch kann ich nicht unter tausend Francs per Abend auftreten.“

„Dann bedauere ich, Ihnen sagen zu müssen, mein Fräulein, daß Sie gar nicht bei mir auftreten werden und daß

wir nur Beide unsere Zeit mit ferneren Unterhandlungen verlieren werden."

Das junge Mädchen schien diese doch sehr deutliche Verabschiedung nicht verstanden zu haben, sie blieb ruhig sitzen und schaute stumm vor sich nieder.

Der Director ging noch einige Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor ihr stehen und sagte: „Ich weiß nicht, was mich antreibt, Sie trotz Ihrer unsinnigen Forderungen nicht fortzuschicken, lassen Sie noch einmal mit sich reden: Wollen Sie einen Abend für fünfzehn Louisd'ors bei mir tanzen, ja oder nein? Es ist mein letztes Wort."

„Ich muß fünfzig Louisdor haben, Herr Director, ich brauche das Geld zu nothwendig."

„Das glaube ich," lachte er gutmüthig, „ich aber auch. Sagen Sie mir aber doch, wozu Sie es eigentlich gebrauchen."

„Ich will nach Paris gehen, um mich dort auszubilden, und dazu bedarf ich des Geldes," sagte sie ihm ruhig in's Auge sehend, bei welcher Gelegenheit er zum ersten Male bemerkte, daß sie wunderschöne blaue Augen hatte.

„Also ich bin der Glückliche, der Ihre Reisekosten nach Paris bezahlen soll? Nun, damit Sie sehen, daß ich wirklich das Uebermenschliche thue, um ein junges Talent zu unterstützen, so will ich Ihnen für einen Abend, aber wohlgemerkt nur für einen Abend, fünfundzwanzig Louisd'ors geben."

„Ueberlegen Sie sich mein Anerbieten wohl," setzte er rasch hinzu, „es ist das letzte, ich lasse sonst niemals mit mir handeln und gewähre Ihnen diese bedeutende Gage nur, weil Sie die absonderlichste junge Dame sind, die mir jemals vorgekommen. Sie sind entweder eine große Künstlerin, oder" ——

„Gut," sagte das junge Mädchen sich erhebend, „ich will Ihnen einen Abend für fünfundzwanzig Louisd'ors tanzen, aber

ich sage, wie Sie, nur einen Abend. Wenn Sie eine Fortsetzung des Gastspieles wünschen, so erkläre ich Ihnen im Voraus, daß ich nicht unter tausend Francs per Abend tanze."

„Wenn ich selbst eine Fortsetzung Ihres Auftretens wünsche," sagte Mühling gutmüthig, „dann zahle ich Ihnen auch tausend Francs, darauf können Sie sich verlassen. Kommen Sie morgen Früh, ich werde den Opernregisseur herbestellen und da können wir alles Weitere besprechen."

Am Tage nachher verkündete der Theaterzettel, daß Fräulein Lucile Grahn, vom königlichen Ballet zu Kopenhagen, in der Oper: „Gott und Bajadere" auftreten werde.

Das Hamburger Publicum nahm wenig Notiz von dem damals noch unbekannten Namen und das Theater war bei der Vorstellung nicht voller als gewöhnlich. Aber schon nach dem ersten Acte war das sonst kühle, reservirte Publicum wie umgewandelt; Alles war begeistert von der Grazie, von der lieblichen Anmuth und der eminenten Kunstfertigkeit dieses Kindes.

Schon nach dem ersten Acte klopfte Director Mühling an die Garderobethüre der Tänzerin: „Fräulein Grahn, wann tanzen Sie wieder?"

„Wenn Sie wollen, Herr Director, aber nicht unter tausend Francs!" scholl es von innen.

„Natürlich, es bleibt bei unserer Verabredung und mich freut's, daß aus dem Spaß Ernst geworden ist," sagte Mühling fortgehend.

Und Lucile Grahn tanzte zehnmal und hatte sich 9500 Francs verdient und somit die Mittel, in Paris für die erste Zeit mit ihrer Mutter leben zu können, und Director Mühling hatte ein brillantes Geschäft mit dem Gastspiele des jungen Mädchens gemacht, das er anfänglich ausgelacht, als es tausend Francs für den Abend begehrt hatte.

Wer war denn nun eigentlich diese junge Tänzerin, von der Niemand vorher etwas gewußt hatte und die so plötzlich, so glänzend in Hamburg auftauchte? Lucile Grahn war die Tochter eines dänischen Artillerie-Officiers, und ist hoch oben in einem unbekannten jütländischen Städtchen, das man vergebens auf der Landkarte suchen wird, geboren. Sie wurde für ihre Kunst am königl. Conservatorium in Kopenhagen ausgebildet und durch das Unglück einer Solotänzerin, welche aus Gründen, die nicht hieher gehören, tiefsinnig wurde und ihre Entlassung verlangte, kam das junge Mädchen schon in Jahren zu Solopartien und zu einer umfassenden Ausbildung in ihrer Kunst, in denen Andere kaum anfangen. Dennoch hatte sie mit einer ihr wenig wohlwollenden Persönlichkeit zu kämpfen, die ihr Talent nicht aufkommen ließ. Ebenso wie man Clara Ziegler als absolut unfähig in Breslau von der Probe schickte, so erklärte auch hier Jemand, daß aus Lucile Grahn im Leben Nichts werden würde, und in Folge dessen bekam sie das Stipendium zur Reise ins Ausland, um welches sie sich beworben, nicht.

Sie glaubte aber fest an ihren Stern, sie wußte, daß nur Paris ihr das bieten konnte, wonach ihre Seele mit allen Kräften strebte, Ausbildung in der von ihr so heißgeliebten Kunst, und mit der merkwürdigen Energie, die den Hauptzug ihres Charakters bildet, ließ sich das damals noch nicht 15 Jahre alte junge Mädchen einen kurzen Urlaub geben, und verließ mit schwerem, schwerem Herzen Kopenhagen, wo sie so viele warme, wohlmeinende Freunde gehabt hatte, um sich in Hamburg das Reisegeld für Paris zu verdienen.

Wie sie das wirklich durchführte und mit welcher bewundernswürdigen Festigkeit sie dem Director gegenüber trat, haben wir soeben erzählt. Sie löste die Verbindlichkeiten, die sie an Kopenhagen fesselten, und ging mit der treuesten Freundin

ihres Lebens, die nie von ihrer Seite gewichen und Glück und Freude, wie Krankheit und Elend treulich mit ihr getheilt hat, mit ihrer Mutter, nach Paris.

Wer kümmerte sich in dem großen Paris um die kleine Tänzerin! Sie verlangte aber auch kein Engagement, sie wollte keine Triumphe, sie wollte nur lernen, lernen, lernen!

Sie wurde in die Balletschule der großen Oper aufgenommen und studirte mit unermüdlichem Fleiß unter Leitung des damals so berühmten Professors Goszelin, eines der bedeutendsten Meister seiner Kunst. Sie empfing ihren Unterricht Früh von 7—10 Uhr, war aber regelmäßig schon um 6 Uhr Früh im Foyer der großen Oper, um ihre Uebungen zu beginnen. Wie manchmal kam sie an den rauhen Wintermorgen, wo sie noch im Dunkeln ihren Weg durch die menschenleeren, sturmdurchheulten Gassen suchen und oft erst den Portier der großen Oper aufwecken und warten mußte, bis dieser, noch schlaftrunken, sie herein ließ, frostzitternd, durchnäßt und erkältet an; kaum war sie aber erst an der gewohnten Stange, da waren Kälte und Nässe vergessen und ein lobendes Wort des verehrten Meisters machte sie glücklich, ihre blauen Augen leuchteten und auf den blassen Wangen des jungen Mädchens blühte die Hoffnung rosig auf.

Eines Tages ging ein ältlicher Herr durch den Balletsaal und schaute lange ihren Uebungen zu, dann klopfte er das junge Mädchen freundlich auf die magere Schulter und sagte: „Sie können sich morgen den Contract bei mir abholen, Fräulein Grahn, Sie sind engagirt.“

Der Herr war Monsieur Duponchel, Director der großen Oper von Paris. Das Engagement war freilich dem Hamburger Gastspiel gegenüber pecuniär sehr wenig ergiebig. Aber man war doch engagirtes Mitglied der großen Oper von Paris,

man verdiente doch sein Leben selbst und konnte den Rest des noch wenig angegriffenen Hamburger Capitals als Nothpfennig für kommende Zeiten zurück legen. Ach, man sollte ihn nur zu bald brauchen, diesen Nothpfennig!

Vorläufig war aber Alles noch gut und schön, Alles noch rosige Hoffnung, Alles noch sich zum Glücke gestaltend! Da kam eines Tages Mr. Mazillier, der Lehrer für Mimik, zu Fräulein Grahn und sagte ihr, Mr. Duponchel wünsche, daß sie mehr Gewicht auf ihre mimischen Studien lege und er werde deshalb die Sylphide mit ihr studiren, jenes graziöse Ballet, dessen Hauptrolle noch bis auf den heutigen Tag von allen Künstlerinnen als Probirstein echter wahrer Tanzkunst betrachtet wird.

Man studirte zwei Tage lang die Sylphide. Am Abend des zweiten Tages kommt der Theaterdiener im Auftrage des Directors Duponchel, um zu fragen, ob Fräulein Grahn sich getraue, die Sylphide zu tanzen und zwar ohne Orchesterprobe, eine plötzliche Repertoirestörung erheische dringend, daß das Ballet eingeschoben werde. Das war nun einer jener entscheidenden Augenblicke, welche ein geistreicher Schriftsteller die „Augenblicke des Glückes“ genannt hat.

Zugreifen oder nicht, das war die Frage. Die Partie übernehmen und nachher nicht so durchführen können, wie sie der Künstlerin selbst vorschwebte, konnte für die ganze Carriere verderblich sein, andererseits war ein feiges Zagen ebenso verderblich. Sie erbat sich so lange Frist, bis sie mit ihrem Lehrer Rücksprache genommen habe, und das war jedenfalls der vernünftigste Ausweg. In fliegender Eile wurde Mr. Mazillier noch am späten Abend aufgesucht und in seine Hände die Entscheidung gelegt.

Der wackere Künstler stutzte anfangs gewaltig, er kannte

den ganzen Umfang und die Schwere der Aufgabe, die man von seiner Schülerin verlangte. Endlich sagte er: „Sie werden tanzen, Lucile, und Lucile tanzte. Sie hatte von dem schweren Ballet nur eine einzige Probe und noch dazu diese ohne Orchester, lediglich mit einer Violine.

Das junge Herzchen klopfte doch gewaltig vor Angst, als sie schon vollständig angekleidet aus der Garderobe trat und an die Stange ging, um den Gliedern vorher durch einige Uebungen die zur großen Leistung nöthige Geschmeidigkeit zu geben. Während sie nun übte, trat einer der Habitués der Coulissen, ein Marquis de Belmont, in den Saal und näherte sich ihr mit der Frage: Ob sie wirklich die Sylphide tanzen werde?

„Gewiß werde ich sie tanzen, Herr Marquis, Sie sehen ja, daß ich bereits das Costume trage," sagte die Tänzerin.

„Erlauben Sie mir, mein Fräulein, Ihnen zu bemerken, daß Sie da eine sehr schwere Aufgabe übernommen haben."

„Ich weiß das, mein Herr."

„Sie scheinen nicht bedacht zu haben, daß Sie gerade in dieser Partie Vorgängerinnen gehabt haben, deren Andenken noch immer unvergeßlich ist. Wie wollen Sie, armes Kind, das Andenken an eine Taglioni, an eine Fanny Elßler verwischen, wo haben Sie den Muth her, den Kampf mit solchen Rivalinnen aufzunehmen?"

„Ich denke gar nicht daran, mit diesen Andenken zu kämpfen, mein Herr, ich werde thun, was ich vermag, diesen großen Künstlerinnen mit meinen schwachen Kräften nachzustreben, und das Publicum wird die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen durch seine Nachsicht überbrücken."

„Das ist es eben, was ich fürchte, armes Kind, was nicht geschehen wird. Au contraire, das Publicum ist wüthend darüber, daß Sie die Kühnheit haben, in einer solchen Rolle herauszu-

treten. Im Jockayclubb ist nur eine einzige Stimme darüber, daß man diese Keckheit nicht ungestraft hingehen lassen werde, daß man Sie auspfeifen will."

Das war nun allerdings eine sehr gewichtige Drohung, die, wenn sie begründet war, auch wohl einen Mann, nicht nur ein schwaches, junges Mädchen hätte abschrecken können. Bekanntlich ist der Jockayclubb, dessen Mitglieder alle dem hohen Adel in Paris angehören und der die ganze jeunesse dorée der Weltstadt in sich vereinigt, in Allem, was Sport und Theater angeht, tonangebend, und wenn der Jockayclubb einen Künstler oder eine Künstlerin verderben will, so ist das so gut wie ein Todesurtheil, wenigstens für die Carriere des Betreffenden in Frankreich.

Aber seltsam, in entscheidenden Augenblicken, wo es den Kampf um die Existenz galt, zeigte sich immer die ganze bewundernswerthe Energie der starken Seele dieses damals noch sehr zarten Körpers. Jede Andere würde in Thränen ausgebrochen sein, hätte womöglich Krämpfe bekommen und hätte ganz gewiß nicht getanzt.

Anders Lucile Grahn, in der jetzt alles: „Jetzt gerade erst recht!" schrie. Sie hatte für den freundlichen Stutzer, der geglaubt hatte, in der Wirkung seiner vernichtenden Worte die ganze Süßigkeit der Rache für eine vor wenig Monaten erst erfolgte sehr deutliche Zurückweisung seiner Anträge genießen zu können, nur ein verächtliches Lächeln, und schwebte dann stolz wie eine Königin an dem Verblüfften vorbei, um ihren Lehrer aufzusuchen und ihm mitzutheilen, daß der Jockayclubb sie auspfeifen wolle.

Mr. Mazillier hörte ihre Erzählung ruhig an und schnitt nur einige Grimassen über den netten Marquis, der so zart und rücksichtsvoll einer Künstlerin unmittelbar vor der Vorstellung

den Muth rauben wollte, dann fragte er: „Lucile, haben Sie Furcht?“

„Nein, im Gegentheil, jetzt habe ich erst recht Courage.“

„So ist's recht, mein wackeres Kind, thun Sie Ihre Schuldigkeit, und wo möglich noch ein wenig mehr, sonst kümmern Sie sich um nichts.“

„Jetzt gehen Sie heraus und nehmen Sie Ihre Position, im Uebrigen haben Sie Freunde, die Sie nicht verlassen werden.“

Die erste Scene der Sylphide zeigt bekanntlich den Schotten schlafend, und die Sylphide umflattert den Geliebten. Sie kniet im Anfang, der Vorhang rollt auf und sie beginnt ihre ersten Pas muthig, aber doch mit Herzklopfen. „Jetzt, jetzt wird das schändliche Pfeifen beginnen!“ dachte sie jeden Augenblick, aber kein Laut ließ sich hören. Sie hatte den Muth, direct hinüber zu sehen nach den schrecklichen Prosceniumslogen, die bekanntlich alle sechs der Jockayclubb occupirt hat. Sie sah hunderte von Operngucken auf sich gerichtet, aber es regte sich Niemand, selbst dann nicht, als im Publicum der Applaus donnernd losbrach. Ja, im zweiten Act fing der Jockayclubb selbst mit an zu applaudiren und endlich war er es, der zumeist vor Entzücken außer sich war und den neuen Stern, der so plötzlich und so glänzend am ziemlich dunklen Ballethimmel aufgegangen war, immer und immer wieder vom Neuem hervorrief.

Das war doch noch ein anderer Triumph, als der von Hamburg! Am ersten Theater der Welt der erklärte Liebling des Publicums sein, das war zugleich das Document, welches die Echtheit und Tüchtigkeit dieses jungen Talentes verbriefte und den Namen Lucile Grahn zum erstenmal auf den Schwingen der Theater- und Kunstblätter über die Welt trug.

Natürlich war ihre Carriere an der großen Oper damit gemacht, die größten Aufgaben wurden ihr jetzt zu Theil und

sie löste sie anscheinend spielend. Wer aber das Ballet kennt, weiß recht gut, daß dieser Kunst kein Erfolg, auch nicht der kleinste blüht, der nicht mit den schwersten körperlichen Anstrengungen erkauft wird. Die gefeiertste Tänzerin, die größte Meisterin ihrer Kunst, würde gar nichts leisten können, wenn sie nicht alltäglich die ausdauerndsten und anstrengendsten Uebungen machte. Wenn man nun erwägt, welche ungeheuere physische Kraftentwicklung eine Vorstellung erfordert, und bedenkt, daß täglich vielstündige Uebungen außerdem die Kräfte in Anspruch nehmen, so muß man staunen, daß der so zart organisirte Frauenkörper dergleichen erträgt, ohne zu Grunde zu gehen. Die ohnedies nie sehr starke und jetzt noch dazu durch das rasche Wachsthum und die Entwickelung geschwächte Organisation des jungen Mädchens war in der That der Riesenaufgabe, welche die ungleich stärkere Seele ihr auferlegte, nicht gewachsen, sie brach darunter zusammen. Mitten in den größten Triumphen warf eine, durch die Ueberanstrengung herbeigeführte Kniegelenkentzündung die Künstlerin auf ein hartes, schmerzreiches Krankenlager.

Wechselvolles Künstlerleben! Heute hoch getragen von der Woge des Glückes, jauchzen Tausende dir zu und sind beglückt durch dein Lächeln, durch dein Wort, und morgen schon schlägt das Elend über dir zusammen und du bist vergessen auf deinem einsamen Krankenlager und alle die Tausende jauchzen längst neuen Götzen zu, wie sie dir zugejubelt!

So lag das arme Mädchen schwer darnieder im fremden Land. Zwar hatte sie die treue sorgliche Pflege der Mutter und wenige Freunde, die treu blieben, aber die Andern — ach, die Andern! Man fragte die ersten Wochen nach, man ließ sich erkundigen nach dem Befinden der jungen Künstlerin. Als aber das Krankſein Monate, Jahre dauerte, da vergaß man sie, wer

hätte auch Zeit gehabt, sich um Lucile Grahn, die auf Krücken ging, zu kümmern; ja, Lucile Grahn, die als Sylphide über der gemeinen Wirklichkeit schwebte, das war ganz etwas Anderes!

Und dennoch, daß wir nicht lügen, kümmerte man sich um die Künstlerin, nicht in Paris, aber seltsamerweise im hohen Norden, in St.-Petersburg. Die schreckliche Krankheit hatte eben begonnen, da ließ sich eines Tages ein Herr melden, ein gewisser Mr. Collignon.

Weder Mutter noch Tochter kannten den Namen, überdies lag die Tochter so schwer leidend zu Bett, man war durchaus nicht in der Stimmung, neue Bekanntschaften zu machen, man wies also Mr. Collignon einfach ab.

Aber Mr. Collignon war nicht der Mann, der sich abweisen ließ. Er habe sehr wichtige Sachen mit Fräulein Grahn zu besprechen, einerlei, ob sie im Bette liege oder nicht, er müsse sie sprechen.

Das „muß" gab den Ausschlag, vielleicht dachte die Künstlerin an Hamburg, wo sie dem Director Mühling einst so energisch klar gemacht, daß sie am Stadttheater tanzen „müsse," und in dieser Erinnerung ließ sie Mr. Collignon eintreten, ja sie empfing ihn selbst, obwohl sie im Bette lag und gerade an dem Tag unsägliche Schmerzen hatte.

Mr. Collignon schien ein Mann von wenig Worten zu sein. Er sagte Fräulein Grahn in Gegenwart ihrer Mutter, daß er von der Verwaltung der kaiserlichen Theater in St. Petersburg beauftragt sei, der Künstlerin einen Contract als prima ballerina mit 40.000 Francs Jahresgage, Urlaub und Allem, was sonst noch drum und dran hängt, anzubieten.

Fast hätte die Künstlerin geweint; ein solcher Contract und das jetzt, wo sie wenig Hoffnung hatte, je wieder vom Krankenlager zu erstehen. Die Ironie des Schicksals war zu

schrecklich, zu bitter! Die Tochter konnte nicht sprechen, die Mutter übernahm die schwere Aufgabe, dem Mr. Collignon auseinanderzusetzen, wie die Künstlerin jetzt schwer leidend darniederliege, und ein Ende ihrer Krankheit gar nicht abzusehen sei, daß man also unter solchen Umständen an einen Contract, der unter andern Verhältnissen so sehr ehrend und erfreulich sei, doch wohl nicht denken könne.

Mr. Collignon sagte sehr höflich, er bedauere als Mensch und Privatmann von ganzem Herzen die traurige Situation, in welcher er die von ihm persönlich so hoch geschätzte Künstlerin angetroffen, als Geschäftsmann habe er aber nur den Auftrag der kaiserlichen Verwaltung zu erfüllen, er werde den Damen jetzt Zeit lassen, die Sache ruhig zu überlegen, aber er werde schon morgen wieder anfragen und nicht nur morgen, sondern alle Tage, so lange, bis man den von ihm vorgelegten Contract unterzeichnet habe. Damit empfahl er sich, aber am andern Tage erschien er wieder, wurde abgewiesen, kam am nächsten Tage nochmals, um nochmals abgewiesen zu werden, und setzte seine Besuche so lange fort, bis Lucile Grahn ihren Namen unter den Contract geschrieben hatte, den die Verwaltung der kaiserlichen Hoftheater in Petersburg einer Kranken bot, die sehr wenig Hoffnung hatte, je wieder gehen zu können, und in ihren kühnsten Träumen nicht mehr daran dachte, zu tanzen.

Wenn Lucile Grahn den Contract in der fatalistischen Hoffnung unterschrieben hatte, daß mit dem Vollzug der Unterschrift sich ihr Gesundheitszustand bessern werde, so hatte sie sich bitter getäuscht. Es vergingen Wochen, Monate, es verging ein Jahr, ohne daß sich eine Besserung der schleichenden Krankheit zeigte. Mr. Collignon aber ermüdete nicht, er fragte in regelmäßigen Zwischenräumen nach dem Gesundheitszustand

und erhielt lange Zeit nur trostlose Nachrichten. Endlich aber sagte man ihm, daß sich eine leise Besserung zeige, dann hörte er, daß die Künstlerin sich vom Bette erhebe und an Krücken den ersten Versuch mache, wieder auf den Beinen zu stehen, die sonst so leicht über der Erde schwebten. Dann sah er die Tänzerin selbst auf Krücken gehen und ermuthigte sie, dann wurden die Krücken bei Seite geworfen und endlich nach fast dreijährigem Harren zeigte ihm die Künstlerin selbst an, daß sie in den nächsten Tagen den Versuch machen werde, ihre Uebungen wieder aufzunehmen. Mr. Collignon nahm an alledem den innigsten Antheil, Fräulein Grahn und ihre Mama zerbrachen sich aber vergeblich den Kopf darüber, daß man in Petersburg so geduldig warte und sich nicht längst eine andere Tänzerin engagirt habe.

Der so ängstlich gehegte Hamburger Sparpfennig war aber mit allen Ersparnissen des Pariser Erwerbes jetzt durch die dreijährige schreckliche Krankheit völlig aufgezehrt und man sah sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, jetzt die Dauerhaftigkeit und die Echtheit des Petersburger Contractes zu prüfen, man bat um Vorschuß, um noch einige Monate die Versäumnisse der Krankheit durch eifrige Uebungen nachzuholen und die weite Reise nach Petersburg zu machen. Der Vorschuß wurde in freundlichster und glänzendster Weise bewilligt und nach einigen Monaten unermüdlicher Thätigkeit, die fast neuerdings durch ihr Uebermaß und ihre Rastlosigkeit zu einer Krankheit geführt hätten, sagte man Paris Adieu und begab sich auf die große Reise.

Uns klingt das fast komisch, von einer großen Reise nach Petersburg zu sprechen! Wissen wir doch, daß der bekannte Tenorist Niemann eines schönen Tages in Dresden, als er ein Telegramm erhielt, welches ihn über den Gesund-

heitszustand seiner Freundin, Fräulein Hedwig Rabe, in St. Petersburg beunruhigende Aufschlüsse gab, die für den Abend angesetzte Vorstellung, Vorstellung sein ließ, und, wie er ging und stand sich in den Eilzug setzte, um nach Petersburg zu fahren, wo er am andern Tage als zürnender, ordnender und versöhnender Deus ex machina auftrat. Dergleichen Kraftstücke waren damals allerdings nicht möglich und Fräulein Rabe hätte zu der Zeit in St. Petersburg nach Belieben krank sein können, ohne einen plötzlichen Einfall ihres in Dresden befindlichen Freundes befürchten zu müssen.

Damals fuhr man nach St. Petersburg von Paris aus einundzwanzig Tage und Nächte, sage und schreibe einundzwanzig Tage und Nächte, und Lucile Grahn und ihre Frau Mama haben auf jener famosen Reise, von der wir noch viel erzählen könnten, gerade drei Nächte geschlafen, die eine in Mainz, die zweite in Berlin und die dritte in Tilsit.

Man kann sich also denken, in welchem Zustande die Damen eines schönen Morgens in der Hauptstadt des nur zu weiten Czarenreiches anlangten. So sehr nun auch der Körper nach Ruhe schrie, die energische Seele, die keine Ruhe kannte, erinnerte sich zuerst ihrer Pflichten. Und die erste, unabweislichste dieser Pflichten verlangte, daß man dem Chef der kaiserlichen Hoftheater, Herrn General Guédeonoff, die endlich erfolgte glückliche Ankunft anzeigte und hinzufügte, daß man, sobald man sich einigermaßen erholt haben sollte, ihm die pflichtschuldige persönliche Aufwartung machen werde.

Das geschah noch am Morgen der Ankunft. Am Nachmittag schon donnerte die Equipage des Generals vor das Hotel und dieser erschien selbst, ein liebenswürdiger, charmanter, älterer Herr. Beide Herrschaften machten gegenseitig einen vortrefflichen Eindruck auf einander. Der General war entzückt

von der Künstlerin und diese nicht minder von ihrem neuen Chef. Und dennoch schlug sie ihm gleich die erste Bitte rundweg ab. Er wünschte sie noch am selben Abend im Theater zu sehen und ihre Meinung über ein neues Ballet zu hören, das gerade heute zum erstenmale aufgeführt werden sollte.

„Aber ich bin ja gerädert, Excellenz, ich kann beim besten Willen keine Toilette machen, so elend fühle ich mich, und einen ganzen Abend zu sitzen, so durch und durch caput, wie ich bin, das halte ich nicht aus, ohne ohnmächtig zusammen zu fallen. Bedenken Excellenz doch, daß ich seit eilf Tagen in kein Bett gekommen bin.“

„Ja, das ist freilich wahr, Sie müssen ausruhen und doch hätte ich Ihnen so gern unser Ballet gezeigt, Sie hätten da mit einem Schlage alle unsere Kräfte kennen gelernt und wären gewissermaßen eingeführt gewesen, während wir jetzt vierzehn Tage lang kein Ballet mehr haben. Aber ich habe eine Idee, ich gebe Ihnen meine Loge, die ist vergittert, da brauchen Sie gar keine Toilette zu machen und können mit Ihrer Frau Mama, wie Sie da sind, im Schlafrocke in's Theater gehen.“

„Aber Excellenz, die körperliche Ermüdung, ich werde mich schwerlich aufrecht erhalten können.“

„Ich lasse Ihnen zwei Sofa's hineinschaffen, eines für Sie und eines für Ihre Frau Mama, da können Sie sich's nach Gefallen bequem machen, es wird Sie Niemand stören.“

Was war zu thun, man konnte unmöglich dem allmächtigen Chef gegenüber sich gleich am ersten Tage eigensinnig beweisen, man sagte also zu und man befand sich Abends wirklich in der betreffenden Loge.

Auf das Wort des Chefs zählend, hatte man keine Toilette gemacht, sondern war im einfachen Reisekleid geblieben.

Der General hatte übrigens sein Versprechen vollständig gehalten, die Loge war vergittert und zwei sehr bequeme Sofa's hatte man so aufgestellt, daß die beiden Damen in Behaglichkeit die zerschlagenen Glieder ausruhen lassen und doch die Vorstellung verfolgen konnten.

Wenn nun auch Schlaf das erste Bedürfniß war, das sie hatte, so trug doch die Neuheit der Scenerie, das Interesse an dem Schauplatz ihres künftigen Wirkens sehr viel dazu bei, Lucile Grahn munter zu erhalten. Jegliche Spur von Müdigkeit verschwand aber, als im zweiten Acte der General in die Loge stürzte: „Geschwind, mein Fräulein, kommen Sie, der Kaiser hat von Ihrer Anwesenheit im Hause gehört und will Sie sehen."

Die Tänzerin sprang erschrocken von ihrem Divan auf: „In dieser Toilette, unmöglich, Excellenz!"

„Mein Fräulein, wir sind in Rußland und in Rußland gibt's kein Unmöglich, wenn der Czaar befohlen hat. Verlieren wir die Zeit nicht in überflüssigen Redensarten, Seine Majestät sind nicht gewohnt zu warten."

Die Künstlerin begriff die ganze Situation vollkommen, klug und energisch, wie sie war, enthielt sie sich aller Weigerungen und suchte nur in aller Geschwindigkeit ihre Toilette soweit als möglich zu ordnen. Dann folgte sie dem General mit einem Herzklopfen und mit einer Todesangst, wie sie dieselbe nie empfunden; niemals hatte sie vor der tausendköpfigen Hydra des Publicums so gezittert, wie vor diesem einzigen Manne, dem sie jetzt gegenüber treten sollte. Der Weg war ziemlich weit, er ging durch lange Corridore, die glücklicherweise zur Zeit menschenleer waren, dann aber über die Bühne, die um so voller war, denn Alles drängte sich, die neue erste Tänzerin, von der die Journale so viel erzählt hatten, zu sehen, und die

Künstlerin hörte so manchen Ausruf, der ihr die Verwunderung darüber kund gab, daß man, anstatt einer üppigen, glänzenden Schönheit, die man allgemein erwartet hatte, ein blutjunges, mageres Mädchen in sehr bescheidener Toilette erblickte.

Endlich war man vor der kaiserlichen Loge angekommen, die Künstlerin raffte allen ihren Muth zusammen, aber der General fühlte doch ihren Arm in dem seinen zittern, er flüsterte ihr zu: „Nur Courage, er ist gegen Damen immer liebenswürdig.“ Dann öffnete sich die Thüre und inmitten eines Kreises von Männern in glänzenden Uniformen stand Einer, der die einfachste Tracht trug und alle Andern um eines Hauptes Länge überragte. Das mußte der Kaiser sein und die Tänzerin verbeugte sich tief, tief, indem der Beherrscher des Weltreiches sein glänzendes, herrliches Auge forschend, aber nicht unfreundlich auf dem jungen, blassen Mädchen ruhen ließ.

„Also Sie sind Lucile Grahn; wie freue ich mich, Sie endlich in meiner Hauptstadt willkommen zu heißen,“ sagte er mit tiefer, klangvoller Stimme. „Wann sind Sie angekommen, Fräulein?“

„Heute Früh, Majestät.“

„Und nicht ermüdet und trotz der weiten Reise schon auf dem Posten, das ist ja mehr als militärische Pünktlichkeit, das lobe ich mir.“

„Majestät, ich kann das Lob nicht annehmen. Ich bin in der That von der Reise sehr angegriffen und wäre gewiß nicht hier, wenn Seine Excellenz, Herr General Guédeonoff meine Anwesenheit nicht so dringend gewünscht und mir nicht versprochen hätte, wir würden von Niemandem gesehen werden. Sonst würde ich auch gewiß nicht in dieser Reisetoilette vor Ew. Majestät erschienen sein.“

„Hat er Sie herein gelockt?“ sagte der Kaiser lächelnd.

„Trösten Sie sich über die Toilette, wir werden das schon wieder gut machen, und ich werde Sie hoffentlich noch recht oft und in recht vielen reizenden Toiletten sehen. Heute bin ich Ihnen aber noch eine Aufklärung schuldig. Sind Sie nicht neugierig zu erfahren, wie es kam, daß wir so hartnäckig auf Ihrem Engagement bestanden und so geduldig gewartet haben, bis Ihre schwere Krankheit, von der Sie jetzt hoffentlich ganz hergestellt sind, sich gehoben?“

„Ich war in der That sehr verwundert darüber, Majestät, aber ich habe es für eine Schickung Gottes gehalten, der nicht wollte, daß ich auf meinem langen, schmerzlichen Krankenlager in Verzweiflung verfallen und untergehen sollte; es war der einzige Trost, die einzige Hoffnung, die mich aufrecht erhalten, denn in dem Engagement erblickte ich eine Bürgschaft dafür, daß ich wieder ganz genesen, wieder meiner Kunst zurückgegeben werden sollte.“

„Sie haben Recht, mein Fräulein,“ sagte der Kaiser ernst, „darin einen Fingerzeig des Himmels zu sehen. Ich will Ihnen aber sagen, wie die Vorsehung die Menschen in dieser Sache benützt hat, um ihre wunderbaren Fügungen zu verwirklichen. Zufällig fielen die Reisetagebücher des Großfürsten-Thronfolger in meine Hand und ich fand, darin blätternd, unter Kopenhagen eine Aufzeichnung, die, wenn ich mich recht erinnere, fast wörtlich also hieß: Heute Abends habe ich ein Ballet gesehen, das mich im Ganzen wenig interessirte, nur ein kleines Mädchen fesselte ganz und gar meine Aufmerksamkeit. Das ist ein Phänomen in der Tanzkunst, aus der unendlich viel werden muß. Die Kleine heißt Lucile Grahn.“ Dieser Enthusiasmus des Großfürsten für ein kleines Mädchen interessirte mich um so mehr, als er sich sonst nicht viel aus dem Ballet macht, ganz im Gegensatz zu mir und den übrigen Herren

meines Hofes.“ — Das sagte der Kaiser Nicolaus lachend, und durch die Reihen der glänzend besternten Herren flog gleichzeitig ein ehrerbietiges Lachen.

„Ich ließ Erkundigungen einziehen über Sie, mein Fräulein,“ fuhr der Kaiser fort, „und diese Erkundigungen führten uns nach Hamburg und nach Paris. Der Großfürst hatte Recht gehabt, aus Ihnen war schon wunderbar viel geworden, aber Sie lagen fast hoffnungslos darnieder. Ich traute aber Ihrem Stern und ließ Sie engagiren, und nun haben wir Sie glücklich da und ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen und wir werden Sie recht, recht lange die Unsrige nennen.“

Damit war die Audienz beendigt und die Künstlerin durfte jetzt endlich heimfahren und sich der lang entbehrten Ruhe hingeben.

Ob sie sie gefunden, ob nicht der außergewöhnliche herzliche und gnädige Empfang des mächtigen Herrschers der jungen ehrgeizigen Seele den doch so nothwendigen Schlaf noch raubte? — Wir wissen es nicht, aber das wissen wir, daß nach kaum zweitägiger Erholung die Künstlerin ihre Studien mit Feuereifer aufnahm.

Lucile Grahn sollte als Gisella zum ersten Male vor das Petersburger Publicum treten und man mußte eilen, daß das Ballet heraus kam, da die Kaiserin, ihrer Gesundheit wegen, in die Krim verreisen sollte und ganz speciell den Wunsch ausgedrückt hatte, vor ihrer Abreise die berühmte Tänzerin zu sehen. Die Proben folgten Schlag auf Schlag, Lucile Grahn leistete das Unmögliche, trotzdem sie sich nicht wohl fühlte, sie hatte von der Reise einen heftigen Husten bekommen, der sie nicht verlassen wollte, obwohl sie Alles that, um ihn loszuwerden; Schonung des Körpers und Ruhe, die am allernöthigsten gewesen wären, natürlich ausgenommen. Was

kannte diese starke, nur für ihre Kunst glühende Seele für eine Schonung des Körpers! Hatte sie doch, wie oft schon im heftigsten Unwohlsein, ja sogar schon mit den Masern behaftet, getanzt.

Sie betrieb also die Aufführung der „Gisella" mit fieberhafter Hast, trotzdem ihr Husten jeden Tag ärger, fester und schmerzlicher wurde.

Endlich war der Abend da, Gisella-Lucile stand vollständig angezogen in ihrer Garderobe vor dem Spiegel und wollte mit Beihilfe ihrer Mutter noch etwas an ihrem Haar ordnen, da trat wieder einer jener heftigen Hustenanfälle ein, die jetzt so oft das zarte Körperchen erschütterten; diesmal aber war es ganz eigenthümlich, es war der Künstlerin, als hätte sich etwas in ihrer Brust gelöst, als dränge es warm herauf in ihrer Kehle, und als sie das vorgehaltene Taschentuch vom Munde nahm, da war es voller Blut.

Die Mutter schrie laut auf, die Ankleiderin lief, um den Arzt zu holen. Vergeblich sprang die Künstlerin, die, obwohl selbst über das rothe warme Blut tödtlich erschrocken, doch sich den Abend nicht verderben lassen wollte, ihr nach, um sie zurück zu rufen; sie war schon fort und brachte wirklich den Arzt mit. Der ließ sich den Vorfall erzählen, sah das Blut an, klopfte und percutirte und erklärte dann: „Mein Fräulein, die Vorstellung muß abgesagt werden, Sie werden nicht tanzen."

„Die Vorstellung wird nicht abgesagt und ich werde tanzen," rief die Künstlerin zornig, „ich fühle mich ganz wohl und das bischen Blut, das ich ausgeworfen habe, hat mich erst recht erleichtert."

„Das muß ich besser verstehen," sagte der Arzt ruhig, „mit meiner Erlaubniß werden Sie nicht tanzen, es könnte Ihr Tod sein."

„Ich weiß, wie ich mich fühle, Herr Doctor," sagte die Tänzerin jetzt ruhiger, „ich versichere Sie, daß ich mich jetzt wohl, ganz wohl befinde, und ich bin zu vernünftig, als daß ich mein Leben selbst muthwillig auf's Spiel setzen würde. Anderseits kann und darf ich wegen dieses vorübergehenden Unwohlseins meine Pflicht nicht vernachlässigen. Der heutige Abend entscheidet über meine Carriere in Rußland und jetzt mich feig zurückziehen kann ich eben so wenig, wie der Soldat vor der Schlacht."

„Fräulein Grahn, das erste Zeichen ist da, man erwartet Sie oben!" klopfte der Inspicient draußen an der Garderobethüre.

„Hören Sie's, das erste Zeichen ist da," sagte die Künstlerin und ihre wunderbaren blauen Augen strahlten vor Begeisterung, „das ist der Trompetenstoß, der mich in meine Schlacht ruft!"

„Es kann Ihr Tod sein," sagte der Arzt unruhig.

„Lucile, tanze nicht, ich beschwöre dich!" flehte die Mutter mit aufgehobenen Händen.

„Fräulein Grahn, es ist die höchste Zeit," tönte abermals die Stimme des Inspicienten vor der Garderobethüre.

„Ich komme, ich komme!" rief die Künstlerin. — —

Sie tanzte wirklich, und nie hat sie schöner getanzt, wie an diesem Abend. Das Petersburger Publicum stutzte Anfangs eben so, wie früher die Collegen, man war dort an Fleisch gewöhnt und liebte Fleisch, und nun zeigte sich da ein junges, mageres Mädchen, das nicht einmal schön war und nichts Verführerisches an sich hatte, als ihre herrlichen blauen Augen. Kaum hatte aber die Tänzerin einige Pas gemacht, da war schon Alles fortgerissen von der unsäglichen Anmuth ihrer Erscheinung, von der unwiderstehlich bezaubernden Lieblichkeit, die

jede, auch die unbedeutendste ihrer Bewegungen athmete. Tanzen und Tanzen, welch himmelweiter Unterschied!

Es gibt allerdings Leute, die an den rasend-wilden, üppigen Bewegungen eines sinnlich-schönen Weibes Gefallen finden, die haben freilich nie ihre Rechnung gefunden, wenn sie eine Rolle von Lucile Grahn sehen, aber Diejenigen, die den wahren Tanz auch für den höchsten Inbegriff weiblicher Anmuth und zugleich wieder weiblicher Keuschheit halten, die im Tanze alle die zarten Bilder einer reinen duftigen Phantasie verkörpert sehen wollen, welche niemals die von Anbeginn der Welt an der echten Weiblichkeit gezogenen Grenzen überschreitet, die haben noch überall der Künstlerin zugejauchzt und die hat sie noch immer sofort im Sturm erobert. So auch in Petersburg. Hier sah man in Wahrheit eine Sylphide. Das schwebte, das kosete, das flatterte zephyrartig, das war in Wahrheit verkörperte Phantasie, ein lebendig gewordenes Traumbild aus einer besseren Welt.

Das Publicum gab dem Hamburger und Pariser Publicum nichts nach an Enthusiasmus. Auf der Treppe, die von der Bühne zur kaiserlichen Loge führte, stand der Czaar selbst, um die Künstlerin der Kaiserin vorzustellen. Aber fort und fort rief das Publicum sie immer von Neuem heraus, und immer von Neuem sagte der Kaiser ruhig: „Erst das Publicum und dann die Kaiserin, ich warte schon noch auf Sie, bis Sie da draußen fertig sind."

Endlich führte der Czaar sie zu der hohen Frau und diese hatte nicht nur für sie die herzlichsten, freundlichsten Worte, das wärmste Lob, sondern sie nahm auch ein prachtvolles Armband von Brillanten von ihrem eigenen Arm, und gab es dem Freude erglühten Mädchen zum ewigen Andenken an diese Stunde.

„Eigentlich aber sollte ich mit Ihnen zanken," sagte die Kaiserin, „erst jetzt hören wir mit Schauder, daß Sie vor der

Vorstellung ernstlich unwohl waren, ja sogar Blut erbrochen haben. Wie können Sie Ihr Leben so leichtsinnig auf's Spiel setzen."

„Es war nicht so arg, Majestät," sagte die Künstlerin, welche die Scene, die vor Anfang des Stückes in der Garderobe gespielt, selbst fast vergessen hatte und jetzt erst an ihr Unwohlsein erinnert wurde. „Majestät haben selbst gesehen, daß ich tanzen konnte und nicht gestorben bin."

„Es war doch recht leichtsinnig," sagte die Kaiserin ernst."

„Ich konnte nicht anders," entschuldigte sich die Künstlerin, „man sagte mir, daß Majestät morgen abreisten, also mußte ich tanzen und wenn ich noch kränker gewesen wäre."

„Also meinetwegen haben Sie getanzt?" sagte die Kaiserin freundlich.

„Aber ich wäre ja wieder gekommen und hätte Sie später gesehen. Und dennoch war es nicht recht von Ihnen. Gesundheit ist das höchste, das kostbarste aller Güter, glauben Sie mir, liebes Kind, das fühlt man erst dann so recht tief schmerzlich, wenn man, wie ich, dieses höchste Gut unwiederbringlich verloren hat. Ich schicke Ihnen schon morgen früh meinen eigenen Arzt, der Sie behandeln wird, und Sie versprechen mir, seinen Anordnungen recht ordentlich zu folgen und nicht wieder Leben und Gesundheit auf's Spiel zu setzen!" — —

Die Künstlerin hatte gut versprechen, am andern Tag lag sie schwer krank im heftigsten Fieber zu Bett. Der Arzt hatte in der Garderobe doch recht gehabt, wenn sie auch in der Aufregung des Tanzes seine Wahrnehmung lachend in den Wind geschlagen. Eine heftige Lungenentzündung hatte die Künstlerin überfallen und hielt sie lange, lange Wochen zwischen Leben und Sterben auf dem Krankenlager gefesselt.

Inzwischen ereignete sich eine tragikomische Episode. Man erzählte sich im Publicum, Lucile Grahn habe ihr junges, viel-

versprechendes Leben bereits ausgehaucht, die Journale verbreiteten allgemein die Nachricht ihres Todes, und in Deutschland und Frankreich las man mit tiefer Trauer die ganz genaue Beschreibung ihres Leichenbegängnisses, das so feierlich, wie selten eines, in Petersburg abgehalten worden war. Man las, daß 24 weißgekleidete junge Mädchen den jungfräulichen Leichnam vom Trauerhause abgeholt und ihn in die protestantische Kirche übertragen hätten, wo er feierlich aufgebahrt, zwei Tage hindurch von Tausenden und aber Tausenden von Menschen, die ihren verstorbenen Liebling noch einmal hatten sehen wollen, besucht worden sei. Man las endlich das feierliche Leichenbegängniß selbst, welches ein Gefolge gehabt habe, wie man sich seit Menschengedenken keines mehr in Petersburg erinnere; ja, sogar die Reden, die an ihrem offenen Grabe gehalten worden waren, wurden von den betreffenden Blättern auszugsweise mitgetheilt.

Inzwischen war die Künstlerin allerdings schwer krank, aber doch schon auf dem Wege der Besserung und die ganze Sache hätte allenfalls nur die Bedeutung gehabt, die man der Todesanzeige eines noch Lebenden immer zuschreibt, nämlich die Bedeutung eines langen Lebens für den fälschlich Todtgesagten, wenn nicht unglücklicherweise auch der Vater der Künstlerin diese ausführlichen Nachrichten über die Bestattung seiner Tochter gelesen und sich nicht so darüber alterirt hätte, daß er bald selbst vor Schreck gestorben wäre.

Nach und nach überwand die gute Natur im Verein mit der trefflichen Pflege der Mutter allmählich die schwere Krankheit und die Künstlerin erholte sich ziemlich rasch. Aber eine gewisse Schwäche auf der Brust war doch zurückgeblieben, welche sie nur zu oft daran erinnerte, daß sich der Körper nicht immer ungestraft vom energischen Willen des Geistes maltraitiren läßt. Sie tanzte zwar wieder, das Petersburger

Publicum trug sie auf den Händen und das Wohlwollen der gesammten kaiserlichen Familie für sie wuchs fort und fort mit ihren Leistungen. Aber, des Menschen Glück soll nie vollkommen sein und es war auch bei Lucile Grahn dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Sie fühlte selbst nur zu gut, daß der Körper nicht mehr so den Intentionen der Seele folgte, wie früher; sie, die sonst keine Ermüdung kannte, fühlte sich jetzt nach jeder größeren Aufgabe wie zerschlagen und ein gewisser häufig wiederkehrender Schmerz in der Brust erinnerte sie nur zu oft an die schreckliche Scene vor ihrem ersten Auftreten. Dazu schüttelte der treffliche Arzt der Kaiserin, der Staatsrath Arends, der dem ernsten Mädchen ein wahrer Freund geworden war, immer bedenklicher den Kopf und sagte endlich geradezu, daß sie den nächsten Winter nicht in Petersburg bleiben dürfe, sondern noch vor Eintritt der strengeren Jahreszeit das mildere Klima Italiens aufsuchen müsse.

Sie wollte nicht und sträubte sich aus allen Kräften dagegen, der Arzt steckte sich endlich hinter ihre Mutter, und das war das richtige Mittel, der beste Weg, um seine eigensinnige Patientin zur Befolgung seines ärztlichen Rathes zu veranlassen. Der mütterlichen Autorität, den Bitten dieser treuesten und besten Freundin gegenüber, mußte sie endlich nachgeben und das ihr so liebgewordene Petersburg verlassen.

Aber sie wollte in Italien nicht müßig sein, so schrieb sie denn dem Director der Scala in Mailand, Sign. Merelli, und setzte ihm ihre Verhältnisse auseinander und fragte zugleich an, ob sie dort tanzen könne. Man empfing sie in Mailand mit offenen Armen und die heißblütigen Italiener wußten Paris und Petersburg noch an Enthusiasmus zu übertreffen. Rom machte Mailand die Tänzerin streitig und wieder war

es das Drurylanetheater in London, das sie beiden abgewann. Aber auch dort tanzte sie nur ein Jahr, dann wußte sie Lumley für Her Majesty's Theater zu gewinnen und längere Jahre zu fesseln.

Was sie an allen diesen großen Theatern geleistet, wie sie inmitten des sichtlichen Verfalles ihrer Kunst der stets helleuchtende Stern derselben war, darüber hat die Kritik seiner Zeit so viel und so anerkennend sich geäußert, daß wir füglich schweigend darüber weggehen können. Nur des merkwürdigen Umstandes möchten wir noch erwähnen, daß es wieder die Oper: „der Gott und die Bajadere" war, in welcher bekanntlich die jugendliche Tänzerin in Hamburg so glücklich debutirte, die auf's Neue entscheidend und glückbringend in ihr Leben eintrat. Sie gastirte in München und tanzte in dieser Oper, in welcher der bekannte Tenorist Young den Brahma sang. Endlich hatte auch ihre Stunde geschlagen uud die Künstlerin, welche so lange kalt und gleichgiltig durch's Leben gegangen war, fühlte den Abend zum erstenmal, daß es außer der Kunst auch noch Etwas geben müsse, was das Leben glückathmend verklären könne. Sie opferte die bisher so hoch gehaltene Freiheit und reichte dem schönen Sänger, dem vielgelobten Meister seiner Kunst, am Altare die Hand zum Bunde für's Leben.

Mitten in der erfreulichsten Wirksamkeit, die sich jetzt doppelt reich entfaltete, wo der Mann die Frau, und diese wieder ihn zum fortdauernden Ringen nach den höchsten Zielen der Kunst anregte und ermuthigte, endigte Lucile Grahn mit raschem, energischen Entschluß ihre Bühnenlaufbahn für immer. Sie wollte nicht alt werden auf den Brettern, sondern von ihrer Kunst im vollsten Gefühle der Kraft und des Erfolges scheiden. Wenn ihr das Aufgeben ihrer Kunst gleichbedeutend mit dem Scheiden vom Leben und wohl eben so schmerz-

lich war, so zog sie den Tod in freudiger, wilder Schlacht dem langsamen Dahinsiechen auf dem Krankenlager vor und ich glaube nicht, daß sie den raschen Entschluß jemals bereut hat, denn die Geschichte ihrer Wirksamkeit kennt nur Blüte und Frucht und weiß nichts von Verfall und Absterben.

Uebrigens hat sich Frau Grahn niemals ganz der Kunst entfremdet, wie könnte einem jemals das auch gleichgiltig werden, was man so heiß, so innig geliebt?! Als Vorsteherin des Ballets des königl. Hof- und Nationaltheaters in München zieht Frau Grahn gegenwärtig Schülerinnen heran, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen und denen sie einen Theil jener Vorzüge zu eigen gegeben hat, die ihren Namen für immer den Annalen der Tanzkunst mit goldenen Lettern einverleibt haben. Daß die geistreiche Frau auch gerade in dieser eigens für sie geschaffenen Stellung Gelegenheit hat, ihre ernsten und reichen Ideen über die eigentlichen Zwecke und Ziele der Tanzkunst der Verwirklichung entgegen zu führen, davon haben die unter ihrem Regime bereits gegebenen Balletvorstellungen schon mehrfach glänzend Zeugniß abgelegt. — —

So haben wir denn in wenigen kurzen Zügen ein Leben an uns vorübergehen lassen, das, wie selten eins, reich war an den herrlichsten Erfolgen, wie an den bittersten Enttäuschungen, an hellstem, sonnigstem Licht reinsten Glückes, wie an den tiefsten Schatten von Krankheit, Sorge und Verzweiflung. Eines aber leuchtet aus all' den mitgetheilten Episoden uns deutlich, mahnend und kräftigend entgegen, daß es Eines war, welches die Künstlerin stets und immerdar aufrecht hielt, sie stärkte im Unglück und sie vor Uebermuth bewahrte und vor Selbstüberschätzung im Glück, und dieses Eine war: der unerschütterliche Glaube an ihren Beruf und die hohe, heilige Liebe zu ihrer Kunst.

Früher Theaterdirector — jetzt Mensch.

Da liegen drei Bändchen vor mir, drei elegante, hübsch ausgestattete gelbe Brochüren der neuen Goldschmied'schen Reisebibliothek, auf jeder steht derselbe Name als Verfasser, und der den Namen trägt, ist mir ein lieber Freund geworden. Das ging aber gar sonderbar und eigenthümlich zu! Ich habe schon im dritten Bändchen meiner harmlosen Skizzen „Vor und hinter den Coulissen" erzählt, wie ich Agnes Wallner zum ersten Male spielen sah und welchen gewaltigen Eindruck das geniale Weib mir hinterlassen, ferner habe ich dabei erwähnt, wie ich ihren Gemahl, Herrn Franz Wallner, gelegentlich des berühmten Processes Chorinsky, wo wir neben einander auf der Journalistenbank saßen, persönlich kennen gelernt hatte. Diese Bekanntschaft war anfangs eine wenig erfreuliche; gestehe ich's offen, ich ärgerte mich über den reichen Herrn, der, anstatt auf seinen sauer verdienten Lorbeeren und Geldsäcken auszuruhen und daheim auf seiner prachtvollen Villa den grand Seigneur zu spielen, sich in den höllenheißen Schwurgerichtssaal hineinsetzte und bei einer Temperatur von durchschnittlich 30 Grad Reaumur über Null schrieb und schrieb, und uns armen Teufeln das tägliche Brot wegnahm. Er achtete es nicht, daß ihm der

Schweiß von der Stirn auf die vor ihm liegenden Briefbogen floß, und während wir andere uns meistentheils nur Notizen machten, um dieselben daheim in Ruhe auszuarbeiten, schrieb Franz Wallner ungestört ruhig und gleichmäßig weiter und die Briefbögen füllten sich zusehends, und ganze Haufen von Manuscript lagen neben ihm, während auf meinem Papier nur dürftige Notizen standen. Genug, Franz Wallner schrieb und arbeitete mehr, wie wir Alle, gerade so, als ob er damit sein tägliches Brot verdienen müßte. Das ärgerte mich und eine nichtsnutzige Bestie, wie der Mensch nun einmal ist, ärgerte es mich ferner, daß er drei schöne Bändchen im Knopfloche trug, die zwar ganz verschämt, aber doch ziemlich deutlich herausguckten, während schon seit langer Zeit sich mir die mathematische Gewißheit aufgedrängt hatte, daß das meinige ewig leer bleiben werde. Er aber ärgerte sich über mich, einmal weil ich ihn mehrfach im Schreiben gestört und sodann, weil, wie er das später behauptet, ich den sämmtlichen österreichischen Journalisten ein Rendezvous in einem Café gegeben habe, um zwischen den Wiener und Münchner Preßheroen nähere Bekanntschaft anzubahnen, und dann, horribile dictu, weder ich noch sonst ein Münchner Journalist zu diesem Rendezvous gekommen sei. Das ist aber doch wohl ein Mißverständniß von Seite meines verehrten Freundes gewesen, denn, wenn er gewußt hätte, wie ich einmal gerade damals mit der Münchner Journalistik, oder wenigstens mit der großen Mehrzahl derselben stand, und zum andern, wie ermüdet und abgeschlagen ich jeden Abend aus dem Schwurgerichtssaale heimkam, und nur die äußerste Anstrengung und moralische Selbstüberwindung mich dazu bringen konnte, noch jedesmal bis lange nach Mitternacht am Schreibtisch auszudauern, um die Ergebnisse des Tages für die Berliner Nationalzeitung nieder zu schreiben, so würde er mir zugeben müssen, daß ich

dazumal an Alles eher gedacht haben konnte, als an eine Fusion der Wiener und Münchner Journalistik. Dem sei nun, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß unsere Begegnung dazumal eine wenig erfreuliche war. Jahr und Tag später erschien nun das dritte Bändchen dieser Coulissenbilder und in demselben die Erinnerung an das Gastspiel der Frau Agnes Wallner, welches mich so unendlich interessirt hatte. Ich kannte die Dame selbst nur vom Theater her und hatte nie ein Wort mit ihr gesprochen, ich hatte daher auch nicht die geringste Veranlassung, ihr das Buch selbst zuzuschicken, wie ich das überhaupt grundsätzlich bei keiner, der in den bis jetzt erschienenen vier Bändchen geschilderten Persönlichkeiten gethan habe.

Umsomehr war ich daher überrascht, als ich einen Brief mit dem Poststempel Karlsbad bekam, in welchem Franz Wallner mir anzeigte, daß er zufällig in seiner Buchhandlung mein Buch gefunden, darin geblättert und die Skizze über seine Frau gelesen habe. Er dankte mir zugleich herzlich für die ehrenvolle Erinnerung an das Gastspiel derselben.

Der Brief freute mich ungemein. Einmal macht es mir Freude, wenn Jemand sich für einen Dienst, den ich ihm geleistet habe, sei nun derselbe noch so klein, oder noch so groß, noch so nichtssagend und unbedeutend, oder noch so wichtig und folgenschwer, dankbar zeigt, und sodann hatte just dieser Brief eine so wunderbare Frische, eine so treuherzig zwischen den Zeilen hervorlugende Ehrlichkeit, daß mich derselbe ordentlich packte und ich mich sofort hinsetzte, um ihn nach Kräften eben so herzlich zu beantworten. Und das will gewiß viel heißen, wie mir meine Freunde, die sich Alle ohne Ausnahme über Briefschulden ernstester Natur von meiner Seite bitter zu beklagen haben, bezeugen müssen. Genug, aus diesen beiden Briefen entwickelte sich eine sehr angenehme Correspondenz, die mich mit

jedem neuen Briefe mehr einsehen ließ, was ich doch im Chorinskyprocesse, als ich eine solche Antipathie gegen Wallner faßte, für ein Esel gewesen.

Leider trübte dazumal die schwere Sorge, die Wallner um seine zu der Zeit auf den Tod darniederliegende Frau hatte, alle die frohen Hoffnungen auf ein festgesetztes Wiedersehen und warf ihren trüben Schatten auch in unsere Correspondenz hinein. Aber gerade diese tiefe, innige Sorge, der schwer verhaltene Schmerz um die geliebte Kranke, der aus allen seinen Briefen sprach, machte mir den Mann wo möglich noch werther und theuerer.

Im October vorigen Jahres bekam ich nun plötzlich die Idee, zum Concil nach Rom zu gehen, und ich schrieb dies an Wallner und knüpfte die Bitte daran, er, der Italien wie seine Westentasche kenne, möge mir doch einige Empfehlungsbriefe mitgeben. Umgehend kam die Antwort: „Ich habe seit drei Wochen den furchtbarsten Kinderkeuchhusten, den ich, Gott weiß wo, aufgelesen und der nicht weicht und nicht wankt. Deshalb will der Arzt mich in ein mildes Klima schicken. Wenn Sie mich so wie ich bin — halbtaub und abscheulich hustend, — als Reisegefährten haben wollen, so gehe ich selbst mit."

Nun flogen die Briefe zwischen Graz und München hin und her und acht Tage später trafen wir uns bei Freund Tautscher, dem Besitzer des Musterhotels Citta di Monaco in Venedig, und durchkreuzten Italien fünf Wochen lang mit einander. Unsere Fahrten und Abenteuer, die wir auf dieser Reise zusammen erlebt, sind zur Zeit unter der Presse und werden in Bälde erscheinen.

Hier genüge nur soviel, daß diese Reise uns vielfach Gelegenheit gab, uns gegenseitig näher kennen zu lernen und ich berechtigt bin, anzunehmen, daß ich dieser Reise die Freund-

schaft eines Mannes verdanke, den ich von Grund meiner Seele aus schätzen und lieben lernte, eines Mannes ohne Falsch, der mit der seltensten —

Doch nein, gerade ihm, der so bescheiden ist, möchte ich am allerwenigsten enthusiastische Lobeserhebungen an den Kopf werfen, die er mir, wenn er sie später lesen würde, doch vielleicht ernstlich übel nehmen könnte. Aber ich möchte versuchen, aus verschiedenen Aeußerungen dieses Mannes mit dem weichen Kinderherzen und den umfassendsten Lebenserfahrungen, dieses tüchtigsten Schauspielers, dieses musterhaften Theaterdirectors und geistvollen Journalisten, dieses aufopfernden Menschen, der seinen schwer verdienten Reichthum mit vollen Händen denen gibt, die aus Noth und Mangel zu ihm schreien, und der nicht müde wird, zu geben und wohl zu thun, obwohl er gerade da, wo er die meisten und größten Ansprüche auf Dankbarkeit gehabt hätte, den schreiendsten und bittersten Undank geerntet hat, ein Bild eines Charakters zusammen zu stellen, der in diesem Reichthum der verschiedensten, oft widersprechendsten Eigenschaften selten wieder vorkommen dürfte.

Schon sein Aeußeres zeigt diese merkwürdigen Gegensätze. Wenn man ihn zum erstenmale sieht, imponirt schon die stattliche Erscheinung, das feste, frische Auftreten. Dabei schaut aber aus zwei buschigen Backenbärten ein so grimmiges Gesicht hervor, daß man meinen möchte, der Besitzer desselben wisse gar nicht, was Lachen sei, und seine bloße Gegenwart genüge schon, auch Anderen das Lachen vollständig zu vertreiben. Und doch ist dieser Mann, der so schrecklich ernst und sauertöpfisch ausschaut, jetzt noch einer der liebenswürdigsten, unterhaltendsten Gesellschafter, der in jede Gesellschaft unfehlbar Frohsinn und Heiterkeit hineinbringt, und doch war er, auf dessen Gesicht der Ernst gleichsam versteinert liegt, einer der unwiderstehlichsten

Komiker, der Nachfolger Scholz's und Nestroy's, der gleichsam die Erbschaft Beider angetreten und von dem Einen den Wortwitz, von dem Anderen die Komik der Situation geerbt zu haben scheint.

Das ist eben das Eigenthümliche der österreichischen Komik, daß sie Lachen und Weinen in einem Sack sehr nahe bei einander hat. So erinnere ich mich noch recht gut, wie mir eines schönen Abends in Bologna bei dem einfachen Hobellied aus dem „Verschwender" Thränen der Rührung in die Augen traten, nachdem ich mir eben erst die Thränen weggewischt hatte, welche mir das Lachen über eine äußerst gelungene Nachahmung Nestroys erpreßt hatte. Und das war noch dazu vorm Schlafengehen, wo Wallner bereits einen Stiefel ausgezogen hatte und mit diesem in der Hand herumagirte, überdies auch sonst in einem Negligée sich befand, welches durchaus nicht geeignet war, Illusionen aufkommen zu lassen, oder zu unterstützen.

In demselben Bologna war's, wo wir, als wir Nachmittags von der Certosa, jenem in der Welt einzig dastehenden Kirchhof, zurückkehrten, ein längeres Gespräch über die richtige Art und Weise, ein Theater zu führen, hatten. Die Veranlassung war eine Frage von mir: „Wie kommt es, daß Sie in Capri in ein Fremdenbuch Ihren Namen mit dem Beisatze einschrieben „einst Theaterdirector, jetzt Mensch?"

„Es war am Ende damals nur die Eingebung einer zufälligen heitern Laune und ich hatte dabei wohl nur den Gedanken anzudeuten, wie frei ich mich jetzt fühle gegenüber dem furchtbaren Gebundensein von früher. Wenn ich aber die Sache mir jetzt selbst überlege, so finde ich in dem zufälligen Scherz mehr tiefen Sinn, als ich selbst hineinlegen wollte. Ein Theaterdirector nach meinem Sinn ist eigentlich gar kein Mensch." —

„Oho!"

„In Wahrheit, in dem Moment, wo Sie ein Theater

übernehmen und dasselbe führen, wie ich das meinige geführt habe, so hören Sie vollständig auf, Mensch zu sein, d. h. Sie verzichten auf Ihre persönliche Freiheit, Sie verzichten auf das Ihnen zugemessene Maß von menschlichen Freuden und Leiden, Wünschen, Hoffnungen und Interessen, ja, Sie verändern sich sogar selbst und nehmen neue Eigenschaften an, die Ihnen sonst fremd waren. So z. B. bin ich ganz gewiß das, was man einen guten Kerl nennt, ich mag Niemanden weh thun und möchte gern, daß alle Menschen zufrieden und glücklich wären. Und doch sage ich Ihnen, daß ich als Theaterdirector ein Tyrann war, daß mir manchmal vor mir selber graute. Ich bin mit einer Rücksichtslosigkeit über Empfindungen, über Menschen und Sachen, ja über Existenzen weggegangen, vor der ich oft selbst erschrocken bin."

„Oho!"

„Nun, nun, es ist nicht gar so arg, Sie dürfen nicht glauben, daß ich geradezu ein Unhold gewesen bin, ich habe nie aus gemeinen persönlichen Motiven, nie aus Rancune Jemanden verletzt, oder gar ihm seine Existenz genommen. Aber das Institut, das war der Punkt, um den wir uns Alle drehten, und dem ich so gut meine persönlichen Neigungen, meine Freiheit, meine Arbeitskraft zum Opfer bringen mußte, wie jeder Andere, der ihm angehörte."

„Das glaube ich gern, Sie sind dadurch ein reicher Mann geworden," sagte ich lachend.

„Bitte, das kommt im zweiten Theil. Ich läugne nicht, daß es mich freute, wenn wir prosperirten, denn ohne Erfolg kein Streben, aber meine Mitglieder haben in demselben Maße participirt, wie ich. Denken Sie doch, daß meine Frau mein thätigstes Mitglied war, denken Sie doch, daß ich mein eigener Director, mein eigener Regisseur, Oekonom ꝛc. war, und fragen

Sie einmal meine Mitglieder, vom letzten Choristen bis zum Helmerding herauf, ob sie nicht an dem Glück, das sie selbst mit erringen halfen, auch redlich mitparticipirten."

„In Berlin ist freilich eine Stimme darüber", sagte ich vor mich hin.

„Die öffentliche Stimme ist allerdings eine sehr achtungswerthe, aber keine competente Behörde; meine Cassenbücher müßten Sie sehen, die würden Ihnen interessante Mittheilungen machen können. Doch genug davon. Mir ist das Theater in seiner Geschlossenheit immer ein Bild des Staates gewesen und wenn das Bild ein richtiges ist, was wohl noch sehr zu beweisen wäre, dann gäbe es nur eine einzige Staatsform, die zum Heile führen könnte und das wäre die absolute Monarchie, ein aufgeklärter Despotismus, wie ihn ungefähr Friedrich der Große verstand, der sich selbst nur für den ersten Diener des Staates hielt. Glauben Sie mir, einem erfahrenen Manne, der jede einzelne seiner Erfahrungen hat theuer erkaufen müssen, der aufgeklärte Depotismus ist die einzige richtige Form für ein Theater. Wenn Sie alle unsere bedeutenden Institute ansehen, so werden Sie finden, daß alle Diejenigen, die nach diesem Grundsatz geleitet sind, prosperiren und sich der höchsten moralischen und pecuniären Leistungsfähigkeit erfreuen, und wieder alle Diejenigen, die krank sind und diese Leistungsfähigkeit nicht haben, den Grund ihrer Krankheit auf die Principien zurückführen können, nach denen sie geleitet sind. Ich könnte Ihnen Beispiele zu Dutzenden anführen. Weshalb gedeiht das Thaliatheater in Hamburg, weshalb macht Laube in Leipzig so glänzende Geschäfte? Wollen Sie Beispiele in nächster Nähe haben, weshalb ist Ihr Actientheater in München zu Grunde gegangen und weshalb steht das Nürnberger Theater, an dem früher jeder Director Bankerott machte, so glänzend da, seit Reck es übernommen?"

„Sie mögen nicht Unrecht haben," sagte ich nachdenklich.

„Ich habe Recht, tausendmal Recht," rief er, warm werdend aus. Denken Sie nur einfach daran, wie viel tausend Fäden in einem größeren Institute zusammenlaufen. Werden diese Fäden von einer einzigen starken und sichern Hand regiert und gehalten, so wird das Gewebe gut. Pfuschen und arbeiten aber mehrere Hände und mehrere Köpfe daran herum, so müssen die Fäden in Verwirrung gerathen. Ein Director zerreißt spielend, nur durch die Consequenz seines Willens, alle Netze der Intrigue, die fort und fort gegen ihn gewoben werden, wo aber mehrere Häupter gegen einander intriguiren, da muß das Ganze darunter leiden und da ist freies Feld selbst für die Intriguen der Coulissenschieber, wie viel mehr denn für die der ersten Mitglieder."

„Sehen Sie," fuhr er nach einer Pause fort, „ich bin meinen Mitgliedern stets mit dem Beispiel ausdauerndster Thätigkeit vorangegangen; ich kannte keine Schonung, weder für mich, noch für meine Frau, aber ich kannte auch keine gegen meine Mitglieder. Ein Nichtkönnen der Rollen gab es nicht bei meinem Theater. Jeder, der bei der ersten wirklichen Probe seine Rolle nicht bis auf's Genaueste konnte, wurde zum ersten Mal von der Probe geschickt, zum zweiten Mal ohne Gnade und Barmherzigkeit entlassen. Das wußten meine Mitglieder und es wurde an keinem Theater der Welt so gelernt, wie an dem meinigen. Folge davon war, daß die Stücke brillant gingen. Unfertige Aufführungen kannten wir nicht. Nun sehen Sie sich einmal um an unsern Hoftheatern, wo viele bedeutende erste Kräfte, namentlich ältere Herren, die Gewohnheit haben, nicht zu lernen, und werden Sie sich doch einmal klar darüber, wie schädlich das auf's Ganze wirkt. Meine Mitglieder waren vollständig im Besitz ihrer Rollen, sie konnten also die

ganze Zeit der Proben, ihre ganze Aufmerksamkeit lediglich darauf richten, das Ensemble tüchtig herauszubringen. Und die Proben selbst! Wie viele Theater finden Sie, wo die Proben lästige Formalien sind, die man schnell abzuthun sucht. Da steht vorn der Tisch, an dem der Regisseur sitzt und beständig nach der Uhr schaut, ob er noch nicht bald fertig ist und noch zur rechten Zeit zu seinem Frühschoppen kommt; die Mitglieder, die auf der Bühne sind, leiern ihre Rollen mit Hilfe des Souffleurs tonlos ab und hinter den Coulissen zieht sich die wilde Jagd der Nichtbeschäftigten so laut und geräuschvoll herum, da wird so laut gelacht, gescherzt, Cour geschnitten, daß der Regisseur mechanisch alle fünf Minuten Ruhe gebietet und doch keine zu Wege bringt.

Das war bei mir ganz anders. Wer nichts in der Probe zu thun hatte, dem war der Zutritt zur Bühne streng untersagt, von Besuchen fremder Herren hinter den Coulissen war schon gar keine Rede, ich habe Leuten aus den höchsten Ständen, die mich dringend um die Erlaubniß baten, auf die Bühne kommen zu dürfen, dieselbe stets kurzweg abgeschlagen. Hinter den Coulissen wurde kein Laut gesprochen, tönte kein Gelächter, auf der Bühne hörten Sie kein monotones Geleier, sondern stets wurde mit heiligstem Ernst, mit dem Aufwande des ganzen Organes, der ganzen Kraft probirt. Probirt im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn es wurde auch corrigirt, und ich erinnere mich recht gut, daß wir Scenen 10, 20mal nacheinander probirt haben, bis sie endlich so gingen, wie sie gehen mußten. Was hatte ich nun erreicht durch diese unerbittliche Strenge, durch den heiligen Ernst, der auf meinen Proben herrschte? Zuerst in meinen Mitgliedern selbst einen erhöhten Eifer, einen ersichtlichen Ernst und eine weitaus höhere Meinung von der eigenen Aufgabe und Bedeutung. Kein Mensch hatte mehr

Zeit und Luft zu Allotrien, die leider noch vielfach die Zeit der Proben an andern Theatern ausfüllen, Niemand nahm seine Aufgabe leicht, und Jedermann war vom frischen, fröhlichen Eifer für das Ganze erfüllt. Gingen die Proben auf diese Weise vortrefflich, was Wunder, daß auch die Vorstellungen gut waren, und waren die Vorstellungen gut, so gingen auch die Leute in's Theater. Sprechen Sie mir nicht von der Lage, die das Schicksal eines Theaters entscheidet; nicht die Entfernung vom Mittelpunkt des Verkehrs hat Ihr Actientheater in München ruinirt, mein Theater ist noch viel entlegener und mein Theater hat dem entlegenen Stadttheil Leben und Bewegung gegeben, und Niemand, dem es um eine gute Vorstellung zu thun war, ist weg geblieben, weil ihm der Weg zu weit war." — —

An diesem Nachmittag fielen noch manche goldene Worte über Bühnenleitung, da wir aber nicht die Absicht haben, ein Handbuch für angehende Theaterdirectoren zu schreiben, sondern lediglich das Charakterbild eines Freundes zeichnen wollen, dessen Namen unauflöslich an die Entwickelung der Theaterzustände in Berlin geknüpft ist, so kehren wir aus Italien nach Deutschland zurück und suchen in München das Hotel „zu den vier Jahreszeiten" auf, in welchem Wallner, eben von seiner Romfahrt zurückkehrend (der dritten im Jahre 1869), logirte.

Wir finden ihn in seinem Zimmer herumgehen wie einen brüllenden Löwen, es ist augenscheinlich etwas vorgefallen, was die sonst so heitere Gemüthsstimmung des Freundes ernstlich trübt.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?"

Er läuft aber immer im Zimmer auf und ab und sagt endlich nur mit gepreßter Stimme: „Meine Frau!"

Mir fällt plötzlich die schreckliche Leidensgeschichte ein, welche die arme reiche Frau im letzten Jahre hatte durchmachen müssen. Ich wußte aus ihren Briefen, die sie ihrem Manne

fast täglich während unserer ganzen Reise in Italien geschrieben, daß sie noch immer kränklich und leidend war. Mir dämmerte also eine schreckliche Ahnung auf und ich fragte zögernd: „Es ist doch, um Gotteswillen, kein ernstliches Unglück geschehen?“

„Nein, kein Unglück, wenigstens bis jetzt noch nicht. Aber es wird noch eines geschehen, wenn sie ihr Vorhaben ausführt. Denken Sie sich nur, sie hat sich bewegen lassen, zu spielen, sie will wieder auftreten für einen wohlthätigen Zweck, was weiß ich, ich bin ganz verwirrt, ganz auseinander!“

„Na, da sehe ich gerade kein Unglück darin,“ sagte ich lachend, „Gott sei Dank, daß es nichts Anderes ist, sie wird spielen, sie wird brillant spielen, was ist da weiter!“

„So und die Gesundheit meiner Frau!“ rief er plötzlich wieder losbrechend. „Bedenken Sie doch, sie ist eben dem Tode entronnen, ihr Leiden ist noch nicht ganz beseitigt und da will diese Frau spielen, jetzt mitten im Winter spielen, auf einem notorisch kalten, schlecht geheizten Theater. Ich sage Ihnen, und denken Sie an mich, es wird sich schrecklich erfüllen, dieses wahnsinnige Vorhaben wird meine Frau in's Grab bringen und ihren Verlust würde ich nicht überleben.“

„Sie nehmen die Sache entschieden zu schwer, verehrter Freund. Wollen wir uns doch einmal verständigen. Wenn Sie den Schritt Ihrer Frau Gemahlin, der mir bei ihrer immer noch schwachen Gesundheit allerdings ein etwas leichtsinniger erscheint, und wenn er gleich noch so edlen Motiven entspringt, so entschieden mißbilligen, ei, so verbieten Sie ihr denselben doch, Sie sind der Herr und die Frau muß gehorchen.“

„Lieber Freund, das verstehen Sie nicht,“ sagte er ruhiger. „Meine Frau ist die bravste Mutter, die liebevollste Gattin, die mir meine Wünsche aus den Augen abliest und sie erfüllt, noch ehe sie ausgesprochen sind. Aber meine Frau ist zugleich

auch Künstlerin und ihre künstlerische Selbstständigkeit habe ich stets heilig gehalten, vor dieser hört selbst die Autorität des Mannes auf."

„Das ist Alles recht gut und schön," sagte ich, „aber Ihre Frau Gemalin wird doch selbst die Gründe würdigen, die Sie bewegen, dieses Auftreten nicht zu wünschen."

„Da kennen Sie meine Frau schlecht. Hat die sich einmal bewegen lassen, ihr Wort zu geben, so wird sie's auch halten und müßte sie auf die Bühne getragen werden, so wird sie spielen."

„Wann soll denn die Komödie sein?"

„In drei Wochen ungefähr!"

„Na, da haben wir ja noch ausreichend Zeit. Bis dahin sind Sie längst zu Hause und können ja dann immer noch nach Befinden handeln. Vorläufig schreiben Sie mal nach Hause, wie sehr Sie sich entsetzt hätten über das Vorhaben Ihrer Frau Gemahlin." —

„Ist schon geschehen, ich habe augenblicklich telegraphirt."

„Tant mieux, dann setze ich mich noch hin und schreibe, wie ich Sie unter dem Eindruck dieser Nachricht gefunden. Glauben Sie sicher, so ein Brief aus unparteiischer Feder wirkt gewiß."

„Thun Sie das, es wäre gewiß gut, aber Sie werden sehen, sie spielt doch und sie wird uns wieder krank."

Von dieser Vorstellung war er nicht mehr abzubringen und sie hat auch unser ganzes Zusammensein in München, auf das wir uns Beide so sehr gefreut hatten, gründlich gestört. Es ließ ihm keine Ruhe mehr, er mußte fort nach Haus und ich, der ich sah, wie er sich mit dem Gedanken herumquälte, konnte nichts thun, um ihn zu halten, denn ich begriff seine ängstliche Sorge um die geliebte Gattin, und ehrte und achtete

diese rührende Zuneigung, von der ich im Laufe unserer Reise die zahlreichsten Beweise schon gesehen hatte.

Drei Wochen nach dieser Scene erhielt ich folgenden Brief:

„Lieber Freund, es ist eine alte Geschichte: Que femme veut, dieu le veut! Hier haben Sie einen neuen Beweis davon und heute Abend spielt meine Frau (ich hatte es Ihnen ja in München vorausgesagt), aber das ist noch nicht Alles, sogar mich haben sie herumgebracht und ich gaukele wieder heute Abend, trotzdem ich die Bühne so feierlich abgeschworen. Pfui, der unmännlichen Schwäche! höre ich Sie rufen, aber ich sage Ihnen nur: Wir spielen, um armen, frierenden, hungernden Kindern eine Weihnachtsfreude zu machen. Nicht wahr, da sagen Sie nichts mehr!“

Mir traten beim Lesen dieser Zeilen Thränen in die Augen, denn in den wenigen Worten hatte ich das Bild des ganzen prächtigen Menschen lebendig vor mir. Daß das Unternehmen reichen Erlös brachte, daß die beiden Gatten brillant spielten und die Weihnachtsfreude der armen Kinder, die sie beglückt hatten, wie sie, nimmer müde im Wohlthun, schon Tausende vorher erfreut, getröstet und gerettet hatten, ihnen gewiß nicht minder Freude gemacht haben wird, wie die ihrer eigenen Kinder, in den glänzenden Räumen der Villa Wallner — das Alles will ich nur der Vollständigkeit halber erwähnen.

Aber aus allen diesen kleinen Zügen setzt sich mir ein Bild zusammen, ein liebes Bild, trotzdem es mich von meinem Schreibtisch herunter gar grimmig anschaut, das Bild eines ganzen, wahren und tüchtigen Mannes, das Bild Franz Wallner's, der in's Fremdenbuch auf Capri schrieb: „Früher Theater-Director, jetzt Mensch!“

Franz oder Franziska?

Es war im Jahre 1864. Ich war nach München gekommen, um an einem großen Unternehmen mitzuwirken, das damals noch in schönster Hoffnungsblüte wenigstens äußerlich stand, während innerlich doch schon der Wurm nagte, der ihm baldigen Tod bringen sollte. Ein äußerst thätiger Buchhändler, Fr. Pustet in Regensburg, hatte den Gedanken gefaßt, der so schnell und in so riesigen Proportionen gewachsenen „Gartenlaube“ Concurrenz zu machen und für Süddeutschland ein illustrirtes Familienblatt herauszugeben. Es war der „Heimgarten,“ ein Journal, das Anfangs einen brillanten Erfolg hatte und eine großartige Verbreitung fand. Ich führte die Redaction zwei Jahre gemeinschaftlich mit Hermann Schmid, dem bekannten baierischen Schriftsteller, und es war eine schöne glückliche Zeit, ein ersprießliches, befriedigendes Wirken. Leider konnte das so tüchtig einschlagende Unternehmen sich nicht halten und mußte zu Grunde gehen durch die seltsame Constellation der an ihm thätigen Kräfte. Doch das gehört nicht in meine Coulissenbilder!

Als Redacteur dieses Journals nun knüpfte ich natürlich eine Menge von Verbindungen an, persönliche und schriftliche,

von denen mir manche noch bis auf den heutigen Tag lieb und werth geblieben sind. So fand ich eines schönen Tages auf meinem Redactionstisch eine Novelle und einen Brief, der mit Franz von Nemmersdorf unterzeichnet war. Ich war dem Namen schon öfter in der Tagesliteratur begegnet. Unter manchem Feuilleton, auch unter mancher ernsten Arbeit hatte ich ihn gefunden und namentlich erinnerte ich mich eines Romans „Unter den Ruinen," den ich mit um so größerer Spannung gelesen, als er, gleichzeitig mit Gutzkow's „Zauberer von Rom" erschienen, das eigenthümliche Bild bot, daß zwei Schriftsteller zu gleicher Zeit dieselben Verhältnisse studirt haben mußten, denn die Bilder, die sie Beide, ohne von einander zu wissen, geliefert haben, sind einander ähnlich, wie eine Zeichnung und eine Photographie von demselben Gegenstande sich ähnlich sein müssen, wenn sie beide geschickt gemacht sind. Das war also der Franz von Nemmersdorf. Ich nahm das Manuscript mit großem Interesse in die Hand und sah schon am Aussehen desselben, daß der Verfasser vom Handwerk war. Es waren große, schöne, glatte Bogen, angefüllt mit einer deutlichen, festen, klaren Handschrift, männlich-wuchtige Züge. Es ist eine angenehme Spielerei, sich aus der Handschrift den ganzen Menschen zu construiren, der ich gern nachhänge, so oft ich auch durch dieselbe auf's Bitterste enttäuscht worden bin. Hier erstand mir aus den Zügen das Bild eines hagern großen Mannes, von distinguirtem Aeußern, mit vornehmen schönen Manieren, die doch durch ihre glatte Außenseite die Energie nicht verbergen konnten, welche der Grundtypus des Charakters dieses Mannes nothwendigerweise sein mußte. Die Augen mußten scharf und klar sein und jenen unerbittlichen, kalten, metallischen Blick haben, der allein alle Verhältnisse des Lebens so klar, so gründlich und so objectiv auffassen kann, wie dies

Franz von Nemmersdorf in seinen Romanen thut. Er ist der Anatom unserer socialen Zustände, er verfolgt mit Beharrlichkeit und stets sicherem Blick die Irrungen des menschlichen Herzens bis in die letzten Fasern, und wie der Anatom seine ausgegossenen feinsten Präparate mit Liebe betrachtet, so kann Franz von Nemmersdorf auf seine Werke sehen. Mir wurde dies Alles erst klarer, als ich, angeregt durch die Novelle und die interessanten Briefe des Verfassers, seine größern Werke auf's Neue las. Wer glaubt, in diesen Romanen eine sittlich erhebende Literatur, die ihre Freude an der leichtesten Versöhnung widerstrebender Elemente hat und die regelmäßig die Tugend sich an den Tisch setzen läßt, wenn sich das Laster erbrochen hat, zu finden, der dürfte sich gründlich enttäuscht sehen, ebenso möchte ich die schönen Leserinnen, die, ehe sie einen Roman beginnen, erst die letzte Seite des letzten Bandes aufschlagen, um zu sehen, „ob sie sich kriegen," vor den Büchern Franz von Nemmersdorf's warnen, denn „sie kriegen sich meistens nicht" in denselben. Wer aber ein klares Spiegelbild des wirklichen Lebens sehen will, wie es in seinen Höhen und Tiefen bald stockt, bald flutet, wer die Gesetze kennen lernen will, nach denen sich im eigenen Herzen die Wallungen bilden, die Gutes und Böses schaffen, der wird eine Freude haben an diesen unerbittlichen klaren, schneidend gerechten Büchern, wenn er auch zuweilen ein unheimliches Gefühl, als ob der Verfasser ihm so manches Räthsel in der eigenen Brust, dessen Lösung immer ängstlich gemieden wurde, offenbart habe, nicht unterdrücken kann.

Um diesen unerbittlichen Realismus des Verfassers genau kennen zu lernen, lese man „La Stella," eine venetianische Geschichte von Franz von Nemmersdorf, und man wird finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

Ich blieb in Correspondenz mit dem interessanten Autor, wir hatten gegenseitig Gelegenheit, uns kleine Gefälligkeiten zu erweisen, und fanden manche Berührungspunkte selbst außerhalb unserer literarischen Thätigkeit. Der Wunsch, sich persönlich kennen zu lernen, wurde gegenseitig laut, aber Franz von Nemmersdorf trieb sich mit Vorliebe im Süden herum, bald war er in Venedig, bald in Verona, bald in Lausanne.

Da endlich kam ein Brief mit der wohlbekannten Handschrift, der diesmal keinen ausländischen Stempel, sondern merkwürdigerweise den von Starenberg zeigte.

Er schrieb mir, daß er, um eine größere Arbeit zu vollenden, sich in Starenberg im Hotel „Tutzinger Hof" eingemiethet habe. Er sei durch München schnell durchgereist und habe keine Zeit gefunden, mich aufzusuchen. Ich möge ihm die Freude machen, nach Starenberg zu kommen, dort wollten wir bei dem zur Zeit herrschenden schönen Wetter einen hübschen Ausflug mit einander machen. Umgehend schrieb ich zurück, ich käme übermorgen mit dem ersten Zuge und würde ihn Früh acht Uhr in seinem Hotel abholen.

Der Tag war da, ein herrlicher Junimorgen lag über Wald und Flur und See mit jener unbeschreiblichen Klarheit, die unsern baierischen Hochebenen so eigenthümlich, und die für so manchen rauhen, sturmdurchheulten Wintertag entschädigt. Ich war schon um sieben Uhr Früh in Starenberg angekommen, und hatte mich gleich aufgemacht, um das Hotel, das vielleicht zehn Minuten vom Bahnhof entfernt war, zu erreichen. Dort wollte ich das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und während ich auf Franz v. Nemmersdorf wartete, auf der Terrasse des Hotels, die einen unvergleichlich schönen Blick auf den See und das dahinter sich gewaltig aufbauende Gebirge gewährt, meinen Caffee nehmen.

Ich hatte den richtigen Tisch gefunden, von dem aus sich die umfassendste Aussicht dehnt, der Kellner kam mit dem Caffee. Ich gab ihm meine Karte und bat ihn, Herrn v. Nemmersdorf zu melden, daß ich da sei und hier oben frühstücke.

Der Mensch sah mich verdutzt an, und als ich mein Begehren nochmals wiederholte, sagte er, ein Herr des Namens logire gar nicht im Hotel, es seien überhaupt nur Damen und zwei Familien da, die auch keine erwachsenen Herren besäßen, und den Namen habe er noch gar nie gehört.

Das konnte doch gar nicht sein, ich schickte also den jungen Menschen, der nicht gerade an übergroßem Geistesreichthum litt, in's Hotel, damit er sich genauer erkundige. Er kam zurück und wiederholte mit größter Bestimmtheit, es wohne kein Herr v. Nemmersdorf im Hotel. Jetzt wurde ich ärgerlich, ich zog den Brief heraus. Da stand's ganz deutlich: Starenberg, „Tutzinger Hof." Ich war am rechten Ort und hier wollte man meinen Freund nicht kennen!

Dem Kellner sagte ich vorläufig, er solle zum Teufel gehen und steckte mir ärgerlich eine Cigarre an. Was konnte da sein? Ein Mißverständniß, eine absichtliche Mystification? Da kam eine Dame den Hügel herauf, sie setzte sich ungenirt an meinen Tisch und rief dem Kellner nach, er solle ihr das Frühstück hier herauf bringen. Das fehlte mir nun gerade noch, um meine Laune vollständig zu verderben, daß mir die Anwesenheit einer fremden, gleichgiltigen Person noch meinen Caffee mit Aussicht und Cigarre störte. Ich überlegte schon, ob ich nicht Frühstück und Aussicht zurücklassen und zum Bahnhof gehen sollte, um mit dem nächsten Zug München zu erreichen und da meinen Aerger über die verunglückte Partie in Arbeit zu ersticken, da redete mich die Dame plötzlich an: „Um Verzeihung, Sie sind Herr Dempwolff?" Ein kurzes

„Zu dienen!“ und ein ärgerlicher Gedanke: „Woher kennt die dich nun wieder?“ folgten der Frage, die von einem scharfen Blick aus großen, nußbraunen Augen begleitet wurde. Schon wollte ich jetzt, doppelt ärgerlich, doppelt gestört nach meinem Stock greifen und mit einem kurzen Gruß von dannen gehen, als eine neue Frage erfolgte, die mich sofort zum Dableiben veranlaßte.

„Haben Sie nicht hier Jemandem ein Rendez-vous gegeben?“

„Ja wohl, meine Gnädige, Herrn v. Nemmersdorf, einem literarischen Freunde, dessen persönliche Bekanntschaft ich heute machen sollte. Ich bin gerade im besten Begriff, mich zu ärgern, weil man im Hotel ihn nicht kennen will, und doch hat er mich hieher bestellt.“

„Sie irren nicht, er logirt auch im Tutzingerhof, wenn man ihn gleich verläugnet“, sagte sie und dabei spielte ein feines Lächeln um einen Mund, den ich jetzt erst näher betrachtete und schön fand.

„Um es kurz zu machen, ich bin selbst Franz v. Nemmersdorf und grüße Sie von ganzem Herzen, Herr College!“ Dabei hatte sich die Dame erhoben und reichte mir beide Hände über den Tisch hinüber.

Ich wußte wirklich im ersten Augenblicke nicht, was ich sagen sollte. Erlaubte sich die Dame einen Scherz mit mir, hatte ich es mit einer Verrückten zu thun? Das Alles schoß mir durch den Kopf und ich muß wohl eines der geistreichsten Gesichter gemacht haben, die jegliche Mimik als die für das Erstaunen geeignetste Maske ansieht, denn mein vis-à-vis lachte hell auf und sagte gutmüthig: „Sie müssen mich schon nehmen, wie ich bin, im Geiste Franz v. Nemmersdorf, im gewöhnlichen Alltagsleben Franziska, Freifrau von Reitzenstein.“ —

Es war nicht anders, Franz v. Nemmersdorf war eine Dame, und eine sehr stattliche, elegante Dame noch dazu. Nach dem ersten Erstaunen über diese so gänzlich unerwartete Entdeckung erlaubte ich mir denn doch die Frage, warum sie nicht unter ihrem wirklichen Namen schreibe und wie sie es möglich gemacht habe, diesen Doppelcharakter so geschickt aufrecht zu erhalten, daß kein Mensch ahne, daß hinter diesem so objectiv und realistisch schreibenden Franz eine Franziska verborgen sei.

„Ich könnte mich nun Ihnen gegenüber sofort interessant machen nnd vorschützen, daß mich Familien- und Standesverhältnisse veranlaßt hätten, einen andern Namen anzunehmen. Dabei hätte Ihre Fantasie den schönsten Spielraum, sich in allerlei romantische Verhältnisse hinein zu denken. Sie sehen aber, wie ehrlich und nüchtern ich bin, wenn ich Ihnen gestehe, daß mich die einfachste, nackteste Berechnung dazu getrieben hat. Gestehen Sie mir einmal offen, haben Sie nicht, ganz abgesehen von allem Brotneid, der hier nicht in Betracht kommen soll, nicht nur eine Antipathie gegen jegliches schreibende Frauenzimmer, sondern auch namentlich gegen die Werke derselben? Sie mögen mir einreden, was Sie wollen, Sie müßten kein Mann sein, wenn Sie nicht sofort ein Buch wieder aus der Hand legten, sobald Sie auf dem Titel einen weiblichen Namen als Verfasser finden. Wie weit dieses Vorurtheil nun gerechtfertigt ist, will ich jetzt dahingestellt sein lassen. Genug, es ist vorhanden, und ich sah gar nicht ein, warum ich dasselbe nicht für mich unschädlich machen sollte, wenn dies doch auf so einfache Weise durch die Veränderung der Franziska in Franz möglich war. Den zweiten Namen „Nemmersdorf“ habe ich von einem ehemaligen Besitzthum unserer Familie entlehnt. Nun hatte es gerade für mich einen eigenthümlichen Reiz, zu sehen und selbst zu erleben, ob dieses Vorurtheil in Beziehung

auf mich begründet war. Konnte man meinen Sachen, die unter einem männlichen Namen erschienen, ansehen, daß sie einer weiblichen Feder entstammten?“ —

„Gewiß nicht,“ fiel ich ein, „ich hätte gelacht, wenn man mir's gesagt hätte.“

„Das war mir eine große Genugthuung, dies allgemein zu hören,“ fuhr sie ruhig fort, „und ein lebhafter Antrieb, weiter zu arbeiten. Ihre zweite Frage ist nun schneller beantwortet. Ihre Briefe, wie alle anderen literarischen Correspondenzen gingen für Herrn Franz von Nemmersdorf an eine Mittelsperson, an meinen Bankier, und wurden direct von mir beantwortet, meine große, feste Handschrift unterstützte die Täuschung und so wissen noch heutzutage nur wenige Freunde, daß Franz von Nemmersdorf eigentlich Crinoline und einen Sonnenschirm trägt, und ich möchte auch Sie freundlichst bitten, meine Doppelexistenz nicht zu verrathen.“

Wenn ich dies nun jetzt doch gethan habe, so wollen die verehrten Leser freundlichst bedenken, daß die geschilderte Scene im Jahre 1864 stattfand, und daß seit dieser Zeit der Ruhm des Herrn Franz von Nemmersdorf ein so bedeutender, nicht nur in Deutschland, sondern auch namentlich in Amerika und durch vielfache Uebersetzungen in Frankreich und Rußland geworden ist, daß Frau von Reitzenstein nicht mehr die Sorge hat, daß man ihre Romane ungelesen, „als Weiberarbeit,“ aus der Hand legt, und demzufolge auch selbst das Geheimniß ihrer Doppelexistenz längst nicht mehr so ängstlich wahrt, wie früher. Mir wurde von jenem denkwürdigen Morgen an, dem ein schöner interessanter Tag, den wir zusammen in den herrlichen Umgebungen des Starenbergersee's verlebten, folgte, die Bekanntschaft eine ungemein werthvolle, um so mehr, als Frau von Reitzenstein sich ihre Wohnstätte dauernd in München gegründet hat,

wenn da überhaupt von einer dauernden Wohnstätte die Rede sein kann, wo man jedes Jahr ein paar Monate sich aufhält. Im persönlichen Umgang tritt uns der bedeutende Geist dieser merkwürdigen Frau schnell genug imponirend entgegen. Nicht daß sie es etwa liebte, mit ihren umfangreichen und gründlichen Kenntnissen, deren sie namentlich in historischer Beziehung sehr bedeutende besitzt, zu glänzen, oder von sich und ihren Erfolgen zu sprechen, nein, ganz im Gegentheil ist sie der anspruchloseste uud bescheidenste Schriftsteller, den ich kenne, aber die ganze Tüchtigkeit ihres Wesens, die Gediegenheit ihrer Kenntnisse, die Gründlichkeit ihrer Studien, das Alles tritt uns selbst nach kürzerer Unterredung durch die klare Einfachheit, durch die unerbittliche Schärfe ihres Urtheils, durch ihre beneidenswerthe Art, Welt und Menschen anzusehen, entgegen.

Ihre Häuslichkeit ist eine bequeme und elegante, aber auch aus dieser spricht deutlich ihr Charakter. Da gibts keine der tausenderlei Quelquechoserien, die sonst mit den von einer Dame bewohnten Räumlichkeiten unzertrennlich sind, sondern einfache Bequemlichkeit. Der große Schreibtisch, der Papierkorb, die Stöße von Papieren, das Alles zeigt, daß das kein eleganter Damenschreibtisch, sondern die Stätte ernster Arbeit ist.

Franz von Nemmersdorf arbeitet viel, ohne sich auszuschreiben. Fast in allen größern Zeitschriften begegnet man seinem Namen. Es ist eine sehr einfache und kluge Benützung der Zeit, welche diese bedeutende Production möglich macht. Vormittags nimmt Franz von Nemmersdorf durchaus keinen Besuch an und ist ausschließlich seinen literarischen Arbeiten hingegeben, Nachmittags aber empfängt Frau von Reitzenstein ihre Freunde un Bekannte und geht fleißig spazieren.

So, schöne, verehrte und geistreiche Leserin, habe ich Dir das Bild einer Frau gezeigt, die aus eigener Kraft und aus

eigener Arbeit das geworden ist, was sie ist: eine Freifrau in der wahrsten und schönsten Bedeutung des Wortes. Wenn es ihr einfällt, morgen nach Neapel zu reisen und dort einige Monate zu verleben, so thut sie es, und kann es thun, denn sie findet überall Tinte und Papier und überall neue Stoffe, und diese wieder verarbeitet, geben ihr die sichere Basis einer angenehmen, behaglichen, in jeder Hinsicht beneidenswerthen Existenz, wie deren wohl nicht viele Frauen sich erfreuen. Das ist nun eine Emancipation des Weibes, wie ich und viele Männer mit mir sie von Herzen wünschen!

Mathilde Mallinger.

Im October 1866 sagte mir ein alter, freundlicher Herr, mit dem ich in den Zwischenacten in unserem Hof- und Nationaltheater gewöhnlich zu plaudern pflegte, eines schönen Abends mit wichtiger Miene: „Für Sie habe ich eine Neuigkeit.“ „Da wäre ich denn doch begierig,“ war meine Antwort.

Er beugte sich weit über die uns trennende Bank und flüsterte mir geheimnißvoll zu, indem er auf den Vorhang deutete: „Sie haben schon wieder was entdeckt droben, wir wissen nur noch nicht was.“

„O!“ sagte ich, „das kann ich Ihnen glücklicherweise ganz genau sagen; es ist ein blutjunges, hübsches Mädchen aus Agram, eine Sängerin aus der Schule des Herrn Levi in Wien, heißt Mathilde Mallinger, hat eine wunderbare Stimme und singt wie ein Engel.“

„Es ist doch nicht recht,“ brummte der alte Herr halb verdrießlich, halb erfreut über diese für einen Theaterenthusiasten seines Schlages so wichtige Mittheilung, „daß Ihr Journalisten immer Alles zuerst wissen müßt.“

Da klopfte Lachner, der damals noch unsere Oper dirigirte, auf sein Pult, die Ouverture begann und unser Ge-

spräch hatte ein Ende, knüpfte sich aber vierzehn Tage später wieder an, als Fräulein Mallinger die Norma gesungen und damit ein so glänzendes Entrée in ihre Künstlerlaufbahn gemacht hatte, wie dasselbe wohl ziemlich ohne Beispiel dastehen dürfte. Ein bis dahin vollkommen unbekanntes, junges Mädchen singt in ihrer Schule in Wien die große Arie der Agathe aus dem „Freischütz," der Generalmusikdirector Lachner, der zufällig den Uebungen beiwohnt, hört sie, engagirt sie für die Münchner Oper, sie tritt einmal auf, erobert alle Herzen und ist mit einem Schlage eine berühmte Sängerin, der von allen Seiten Huldigungen und Engagements zufliegen.

Die frühere Münchner Intendenz war sehr glücklich in derartigen Funden. Nachdem sie 1865 in einem armen Schulmeisterlein einen prachtvollen Tenor entdeckt hatte (wir haben diese Entdeckung in Bd. 3 unserer Coulissenbilder unter dem Titel: „Wie man Tenoristen entdeckt" erzählt), den sie heimlich ausbilden ließ und der schon nach vier Monaten als Max im „Freischütz" mit enormem Erfolge die Bühne betrat und jetzt ein tüchtiger Sänger und die Hauptstütze der Münchner Oper ist, — der Tenorist Vogel — überraschte sie die Münchner im Herbste 1866 mit Fräulein Mallinger. Das Beste an diesen Ueberraschungen aber ist, daß sie Farbe halten und nicht als glänzende Kometen in die Höhe steigen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, sondern als bleibende hellglänzende Fixsterne am Himmel der Kunst fort und fort leuchten. So seinerzeit Vogel, so Fräulein Mallinger.

Dieses Gesangsphänomen wurde geboren am 17. Februar 1847, ist also noch vollkommen in der bei Künstlerinnen so seltenen glücklichen Lage, den Taufschein aufweisen zu können.

Mathilde Mallinger ist die Tochter des Musikprofessors

Mallinger zu Agram und wuchs in der weit ab vom Weltverkehr liegenden, wenig besuchten und doch so malerisch schön am Fuße des waldigen Szelmagebirges und an den trüben Fluten der Krapina gelegenen Hauptstadt des Königreiches Croatien still und friedlich auf.

„In meiner Jugend wüßte ich nichts Bemerkenswerthes, aber auch gar nichts," erzählte die liebenswürdige Sängerin heiter, „ich kann Ihnen keine von den Anekdoten mittheilen, mit denen man sonst eine Biographie so schön illustrirt, ich war kein Wunderkind, sondern ein Mädchen, wie alle andern, und mußte tüchtig im Hause mit angreifen, während Papa allerdings streng darauf hielt, daß ich die Musik nicht vernachlässigte. Eigentlich angefangen habe ich bei Professor Lichtenegger in Agram und als der meinte, daß ich doch vielleicht einiges Talent habe, schickten mich meine guten Eltern auf das Conservatorium nach Prag. Dort bildete ich mich in Gesang bei den Professoren Cortegiani und Vogl aus. Anfangs 1866 trat ich in das Institut des Herrn Levi, k. k. Hofmusiker in Wien, ein, und von dort engagirte mich im Hochsommer desselben Jahres bereits Herr Generalmusikdirector Lachner für München. Das ist mein ganzer Lebenslauf!"

Mathilde Mallinger besitzt kein sogenanntes Löwenorgan, aber ihre Stimme hat einen bedeutenden Umfang, ein ungemein sympathisches Timbre und in jeder Lage eine krystallklare Reinheit, die jeglichen Gedanken an ein etwaiges Detoniren oder Umwerfen vollkommen ausschließt und dem Zuhörer jene angenehme Ruhe und Sicherheit des Genusses gibt, die vor allem Andern das Attribut der vollendeten wahren Kunst ist. Ueberdies verbindet Mathilde Mallinger mit ihren glänzenden musikalischen Eigenschaften eine hohe schauspielerische Begabung und nimmt so nicht blos das Ohr, sondern auch das Auge von

vornherein gefangen. Daß sind die Anfänge einer Künstlerin, die mit 20 Jahren und nachdem sie kaum ein Jahr auf der Bühne ist, sich mit Fug und Recht den Liebling ihres Publicums nennen darf. „Welch' eine Zukunft ist diesem Kinde des Glückes noch vorbehalten!" — — — —

So schrieb ich vor drei Jahren über Mathilde Mallinger, als die „Leipziger Illustrirte Zeitung" Portrait und Biographie der so schnell berühmt gewordenen Sängerin von mir verlangte. Diese drei Jahre haben gezeigt, daß, und wie sehr ich Recht hatte, schon damals zu sagen, daß die Sängerin kein Komet, sondern ein ruhig und hellleuchtender Fixstern am Himmel der Kunst sei, sie hat die glänzende Carriere, die ich ihr damals prophezeite, zum Theil schon gemacht, eine Weltstadt trägt sie jetzt auf Händen, wie wir sie auf Händen getragen haben, ob sie ihr mit demselben Undank lohnen wird, wie uns? — doch davon später. Für jetzt kehren wir in das Jahr 1867 zurück. In Folge des Auftrages der „Illustrirten Zeitung" schrieb ich dem Fräulein und bat sie um einige Notizen über ihr bisheriges Leben und den musikalischen Unterricht, den sie genossen. Mein Brief blieb ohne Antwort, aber die Sängerin kam selbst mit ihrer Mutter, um mich zu sprechen. Ich war natürlich nicht zu Hause, wie dies allemal ein seltsam neckischer Zufall so fügt, daß zu mir, der ich das ganze Jahr hindurch sehr wenig ausgehe, nur sehr selten einen Spaziergang mache, just dann ganz gewiß die interessantesten Besuche kommen, wenn mich gerade ein nothwendiger, unaufschieblicher Geschäftsgang einige Stunden vom Haus fern hält. So ungern ich nun auch Besuche mache, was half's, ich mußte jetzt doch wohl selbst hingehen, um mir von der Sängerin die nöthigen Notizen zu holen.

Ich fand sie und ihre Mutter in einer ziemlich beschei-

denen Wohnung, — damals trat das Kind des Glückes überhaupt noch sehr bescheiden auf, die glänzenden Salons im ersten Stock des großen Hauses in der Maximilianstraße, welche die erste Sängerin wenige Monate später bezog, schienen dem von Haus aus wenig verwöhnten Mädchen wohl damals noch sehr überflüssig; — seltsamerweise empfingen Tochter wie Mutter mich mit einer gewissen Befangenheit, die ich mir Anfangs gar nicht erklären konnte. Fräulein Mallinger hatte meinen Brief erhalten, war auch sehr gern bereit, mir die gewünschten Daten zu geben, aber, — — und damit sah sie mir mit einer köstlichen Mischung von Angst und Verlegenheit in's Gesicht und legte ihre schöne, kleine Hand auf meinen Arm — „sagen Sie mir, verehrter Herr, wird das viel kosten?"

„Was?" fragte ich ganz erstaunt.

„Nun, die Anzeige, der Artikel in der „Illustrirten Zeitung," von dem wir sprechen!"

„Nein, mein Fräulein," sagte ich überrascht, „der wird Sie ganz gewiß nicht nur nicht viel, sondern gar nichts, nicht einen Kreuzer kosten."

„Aber Sie können doch nicht umsonst arbeiten, ich singe doch auch für Geld, gerade so werden Sie doch für Geld schreiben," sagte sie, mich offen ansehend.

„Gewiß schreibe ich für Geld und arbeite nicht umsonst, aber ich werde von den Redactionen der Zeitungen bezahlt, welche von mir Arbeiten wünschen."

„Ah, da bin ich recht froh," sagte sie zutraulich, „ich habe gedacht, es wird recht theuer sein, weil die Zeitung so groß und so bedeutend ist."

Jetzt war mir der Grund ihrer anfänglichen Befangenheit auch klar und wir lachten Alle zusammen über die überflüssige Angst, dann sagten mir aber Mutter wie Tochter, sie

hätten schon in Wien so oft gehört, daß die Presse so theuer sei, und hier in München hätten sich schon mehrere Herren an sie gedrängt — sie nannte sogar Namen, über die ich im höchsten Grade erstaunen mußte — und Bezahlung von ihnen für einzelne Recensionen verlangt, die sie gar nicht bestellt hätten, daß man es ihnen nicht verdenken könne, wenn sie schließlich auf den Glauben gekommen seien, daß in der Presse nichts umsonst geschehe, und man da regelmäßig alle Artikel zahlen müsse, einerlei, ob man sie bestellt habe oder nicht.

Nachdem nun Fräulein Mallinger in dieser Beziehung gänzlich beruhigt war, so war auch die anfängliche Befangenheit völlig von ihr gewichen und sie gab sich nun vollständig als das, was sie damals auch war, als ein bezauberndes, liebliches, heiteres, junges Mädchen voll der rosigsten Laune und der drolligsten Einfälle. Noch klingt mir ihr silberhelles Lachen in die Ohren, das damals aus einem frohen, kindlichen Herzen kam, das sein großes, überraschend schnelles Glück frisch und fröhlich hinnahm, wie die Lerche den über Nacht hereinbrechenden Frühling.

Und wie entwickelte sich das Mädchen körperlich und geistig vor unseren Augen! Wie staunten die Musiker über diese Sicherheit, wie war das ganze Publicum überrascht über die sich täglich mehr und mehr entfaltende schauspielerische Begabung, die so in der Oper doch wohl nur selten vorkommen dürfte. Hatte Mathilde Mallinger auch mit der „Norma“ unendlichen Erfolg gehabt, so lag doch ihre eigentliche Stärke auf einem ganz anderen Gebiete. Die Heroinen der großen Oper verlangten schon eine stärkere Repräsentation, als sie dem zarten Körper möglich war und eine „Norma“ von dieser Figur war an und für sich ein Unsinn, den eben nur die eminente gesangliche Leistung rechtfertigen konnte.

Dagegen boten die Wagner'schen Opern der ungemein fleißigen Künstlerin ein ganz anderes und namentlich in München viel dankbareres Feld. Sie brachte Alles mit, was Wagner von seinen Heldinnen verlangen konnte, den Reiz der Jugend, die natürliche Anmuth der Erscheinung, die doch in keiner Weise sinnlich wirkte, das seelenvolle Auge und vor allem Andern jenen unsagbaren Duft zarter Jungfräulichkeit, lieblichen, anmuthigen, bescheidenen Magdthumes, den Wagner vorzugsweise von seinen Heldinnen verlangt und doch wohl nur zu selten findet. Seltsam, daß dieses Mädchen aus Croatien dazu berufen war, gerade diese Züge deutscher Jungfräulichkeit in einer Weise zu verkörpern, wie sie der deutsche Componist wohl nur in seinen glücklichsten Träumen bisher geahnt, aber nicht gefunden hatte.

Daß und wie sehr er dies anerkannte, dafür zeugen die zahlreichen Auszeichnungen, die er gelegentlich seiner persönlichen Anwesenheit bei den Proben und Vorstellungen seiner älteren Opern, wie der „Meistersänger," der Künstlerin zu Theil werden ließ, dafür sprechen aber in noch glänzenderer Weise die vielfachen Geschenke und Gnadenbezeugungen, mit denen unser, für die Kunst hochbegeisterter junger König, der ebenso wie der von ihm so sehr geschätzte Componist in der Künstlerin eine seltene Vereinigung höchster künstlerischer Befähigung mit anmuthigster, reinster Jungfräulichkeit erblickte, die junge Künstlerin überhäufte, und die später mit so großem Undank vergolten werden sollten.

So sahen wir die Elisabeth im „Tannhäuser," die Elsa im „Lohengrin," wie wir sie nie gesehen. Alles vereinigte sich, um diese keuschesten Blüten deutscher Dichtung auf das Glücklichste darzustellen. Wie Gestalt, Gesicht, Auge, Gang und Bewegung der Sängerin stets gleich lieblich, anmuthig, bescheiden, duftig und zart waren, so athmeten auch Spiel und Ge-

sang diese unsagbare zarte Anmuth, diesen keuschen Duft reinster Mädchenhaftigkeit. Gar viele Vertreterinnen dieser Partien hatten dieselben in München glänzend gesungen und brillant dargestellt, aber auf ihren Leistungen lag nicht jener Schmetterlingsstaub, nicht jene Pfirsichröthe, jener Duft, jene höchste poetische Weihe seelenvollster Darstellung, die an Fräulein Mallinger Alles mit sich fortriß, und jedes Herz dem seltsam-lieblichen Mädchen zuwandte. Bei allen anderen Mitgliedern der Oper waren die Stimmen sonst getheilt, für das Eine schwärmten die Herren, für das Andere die Damen, für das Dritte die Jugend, für das Vierte das Alter — für Mathilde Mallinger schwärmte Jedermann. Alle, ob Jung, ob Alt, ob Männlein oder Fräulein, Alles, Alles vereinigte sich, die Künstlerin zu feiern, und selten hat wohl ein Publicum eine Sängerin so herzlich geliebt, wie dieses junge Mädchen von dem Münchener Publicum geliebt wurde.

Den Höhepunkt ihrer Leistungen erreichte sie aber in der Darstellung des Evchen in den „Meistersingern." Hier kam ein ganz neues Moment zu den sonstigen Vorzügen der Künstlerin, das bisher noch nicht Zeit und Ort gefunden hatte, um genügend hervorzutreten: der Humor, die lieblichste, naiveste Schelmerei.

In der letzten Berliner Aufführung der „Meistersinger," wo die Extreme so heftig auf einander platzten und sich die Freunde und Feinde der Zukunftsmusik förmliche Schlachten lieferten, mußten selbst die extremsten Gegner Wagners, die die ganze Oper schonungslos verdammten, doch zugestehen, daß nicht nur das Evchen eines der lieblichsten Gebilde deutscher Dichtkunst sei, sondern auch das Gespräch am Feierabend vor der Werkstatt, in welchem Evchen Hans Sachs über die Ergebnisse des Wettgesanges ausforschen will, mit zu dem Schönsten gehören, was überhaupt je auf der Bühne dargestellt wurde. Die

erste Aufführung der „Meistersinger“ hatte hier dieselben Repräsentanten der beiden genannten Rollen, wie in Berlin. Betz, der wahrhaft meisterliche Sänger, war hierher geladen worden, um den Hans Sachs in's Leben zu rufen, und die jetzige Frau Mallinger gehörte damals noch als Fräulein dem Verbande des Münchener Hoftheaters an.

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die Scene lebendig vor mir. Wie war schon die Straße, in welcher die Decorationsmalerei einen neuen Triumph feierte, so schön! Es zog sich vom Zuschauerraum so tief in den Hintergrund hinein, daß man die ganze Länge der Straße durchblickte, die Häuser waren nicht nur gemalt, sondern sie hatten wirkliche Fenster, aus denen bei hereinbrechender Dunkelheit Lampenschimmer strahlte und die den Mondenschimmer zurückwarfen, sie hatten wirkliche Giebel, die mit derselben Romantik, die uns heute in schönen Mondnächten noch in den Straßen der alten freien Reichsstadt von ihnen herunter weht, ihre zackigen Massen in den dämmernden Nachthimmel träumend hinein streckten. Wie man so direct in die Straße hinein sah, deren Abschluß ein eben so ähnlicher, wie schöner Prospect der Sebalduskirche bildete, so fiel das Auge zuerst auf die beiden Häuser, die einander gegenüber, gleichsam die Straße begannen. Das eine große, mit stattlichem Treppenaufgang, von schönen Bäumen beschattet, gehört dem kunstgewogenen Meister Pogner, dem Vater der schönen Ev', das kleine gegenüber trägt das Schild Hans Sachs und den Stiefel als Wahrzeichen des Gewerkes seines Besitzers. Der untere Raum wird von der Werkstatt eingenommen und Hans Sachs, der noch die durch den Wettgesang versäumte Zeit einholen will, hat sich seinen Schämel und Werktisch vor die Thüre gerückt, um in der lauen Sommernacht flott zu arbeiten.

Kaum erschallen aber seine ersten Hammerschläge durch

die Gasse, da schlüpft leise über die steinernen Treppenstufen Schön=Evchen aus dem Nachbarhaus heraus, und setzt sich traulich, wie sie dies von frühster Jugend gethan, zu dem alten Freund und Nachbar. Das Bild, wie sie so da saß auf der steinernen Bank, das Köpfchen behaglich hinten übergelehnt an die Mauer, um darüber nachzudenken, wie sie am besten von Hans Sachs herausbringen könne, was ihr auf der Seele brennt: das Resultat des Wettgesanges, dessen Preis sie ja ist, die kleinen hübschen Füßchen weit von sich gestreckt, so daß sie, die sonst zur ewigen Nacht und Finsterniß verdammt sind, jetzt doch neugierig hervorlugen unter dem langen Kleid der sittigen Bürgerstochter, im lieblichen Mienenspiel Schalkhaftigkeit, Erwartung, Ernst und rührende Kindlichkeit durcheinander huschend, daneben das edel=schöne Bild des gereiften Mannes, wie Betz uns den Hans Sachs zeigte, der recht gut weiß, wo die lose Kleine hinaus will, und mit väterlichem Ernst und gutmüthigem Spott auf sie, die er seit ihrer Geburt kennt, herunterschaut, das Alles ist ein Bild, das gesehen werden muß, um seinen ganzen Reiz zu begreifen, beschrieben werden kann es nicht.

Aber der Pinsel, dem ganz andere Mittel zu Gebote stehen, wie der dürftigen Feder, hat es unternommen, dieses Bild, wie es damals unsere hochbeglückten Augen sahen, festzuhalten, und es ist wahrlich nicht schlecht geglückt. Der durch zahlreiche anmuthige Compositionen vielbekannte Maler Pixis hat gerade diesen Moment aus der Oper sich heraus gesucht und sehr glücklich wieder gegeben. Auch wir begnügen uns, nur diese eine Scene der herrlichen Oper zu schildern, obwohl sie noch eine Menge anderer enthält, in welchen die eminenten Vorzüge der Sängerin nicht minder glänzend zur Wirkung kamen.

Mit der vollendeten Darstellung des Evchen in den „Meistersingern“ hatte Mathilde Mallinger den höchsten Gipfel

ihres Münchener Glückes erstiegen, von da ging es langsam, aber sicher bergunter.

Wie das so kam? Ja, das ist schwer zu sagen! Wollten wir die Frage gründlich beantworten, so müßten wir zu sehr in Privatverhältnisse eingreifen, die sich natürlich dem Kreise unserer harmlosen Skizzen vollständig entziehen. Und dann wollen wir doch auch der Sängerin, der wir so manchen reinen, künstlerisch-schönen Genuß verdanken, nicht schaden, sondern im Gegentheile ihr, indem wir ihr in der flüchtigen Skizzirung ihrer Münchener Carriere zugleich einen Spiegel vorhalten, in dem wir selbst so manches herrliche, wohlgelungene Bild sahen, doch nur zu nützen versuchen, wenn wir ihr auch einige bittere Wahrheiten nicht ersparen können.

Sie wird es sich schwerlich träumen lassen, daß an einem Novembertage des vorigen Jahres im fernen Rom auf den Trümmern der Kaiserpaläste viel von ihr gesprochen wurde und ein Mann, der jetzt längst in der Erfüllung der wichtigen Pflichten seiner hohen Stellung den besten Trost für vieles Herzeleid gefunden, das man ihm angethan, mir eine längere, aber höchst interessante Geschichte erzählte, welche von einer Sängerin handelte und auf ihren Charakter und Namen zwar in keiner Weise einen Makel wirft, wohl aber das Herz eines jungen Mädchens in einem Lichte erscheinen läßt, das in keiner Weise ein rosiges ist. — Doch genug davon, das sind, wie gesagt, Privatgeschichten, die uns nichts angehen.

Damals also, als unsere Sängerin auf dem Gipfel ihres Münchner Glückes angekommen zu sein schien, verlobte sie sich mit ihrem jetzigen Gatten, dem Baron Schimmelpfennig von der Oye, der zu dieser Zeit in München unter dem nom de guerre „von Düringsfeld" Komödie spielte, aber trotz mancher äußern Vorzüge das Publicum nicht für sich gewinnen konnte

und in demselben Maße wie seine Braut in der Gunst von Kritik und Publicum stieg, diese beiden Factoren immer mehr und mehr gegen sich aufzubringen wußte, so daß trotzdem eigentlich Niemand sagen konnte, weshalb man Herrn von Düringsfeld so gar nicht mochte, schließlich die Intendanz ihn kaum mehr heraus-stellen konnte. Immerhin war er nicht schlechter und nicht besser als Tausende von jungen Schauspielern und hätte bei seiner vor-theilhaften äußern Erscheinung sehr wohl erste Fächer an Stadttheatern bekleiden können; ich habe schon viel schlechtere Schauspieler in viel besseren Stellungen gesehen, als Herr von Düringsfeld dieselbe bei uns einnahm.

Unter solchen Verhältnissen und bei der sehr unzweideutig dargelegten Antipathie des Publicums gegen der Schauspieler konnte natürlich die Intendanz nicht daran denken, mit ihm einen neuen Contract abzuschließen, sondern war im Gegentheil froh, daß der alte abgelaufen war.

Aber auch der Contract des Fräulein Mallinger ging zu Ende und der sollte und mußte allerdings erneuert werden. Man kam der Sängerin in jeder Weise entgegen, ja, man zeigte sich nicht abgeneigt, mit ihr, die doch erst dem Institute seit zwei Jahren angehörte, einen lebenslänglichen Contract einzugehen; aber jetzt begannen die Schwierigkeiten.

Die erste und Hauptforderung des Fräulein Mallinger, welche heiraten wollte, war die Forderung einer dauernden Ver-wendung ihres damaligen Bräutigams und jetzigen Mannes am Hoftheater. Fräulein Mallinger hatte von ihrem Stand-punkte aus gewiß nicht Unrecht, diese Forderung zu stellen, aber die Intendanz hatte gewiß auch sehr gegründete und triftige Ursachen, gerade diese Forderung nicht zu bewilligen, um so mehr, als man sah, daß der Einfluß des Herrn von Düring-sfeld, so weit er wenigstens die Stellung seiner Braut der

Intendanz und dem Publicum gegenüber betraf, in keiner Weise ein wohlwollender und die bisherigen freundlichen Verhältnisse pflegender genannt werden konnte.

Der vergötterte Liebling des Münchner Publicums begann ein sehr ungezogener Liebling zu werden und versuchte mehrfach das dem Publicum entgelten zu lassen, was er doch lediglich mit der Intedanz auszufechten hatte. Ich erinnere mich sehr genau zweier eclatanter Proben von Unart gegen das Publicum, die einer andern Sängerin schwerlich so hingegangen wären.

Die erste spielte an einem Abend, wo Fräulein Mallinger zum ersten Mal die Susanna in „Figaro's Hochzeit" sang. Mich frappirte es schon, zu sehen, wie sehr die Sängerin, die ich längere Zeit nicht gehört hatte, verändert war. Sei es nun, daß sie ihre Rolle zu keck aufgefaßt hatte, sei es, daß sie selbst sich verändert hatte, genug von der Mädchenhaftigkeit, von der reizenden Jungfräulichkeit, die sonst über allen Schöpfungen der Sängerin schwebte und diese in edelster Weise vergeistigte und verklärte, war nichts mehr zu sehen; der Pfirsichblüthenduft, der Schmetterlingsstaub waren weggewischt und verflogen, und die Susanna war kecker, unbändiger, ausgelassener — das richtige Wort für dieses Wesen will uns doch nicht aus der Feder — als sie Mozart je sie sich denken konnte, der doch gewiß keine Tugendheldin aus ihr machen wollte.

Aber diese Susanna sang wunderbar schön, namentlich bezaubernd war das Lachduett im zweiten Act, wo die immer noch herrliche Stimme der Frau Diez als Gräfin im Verein mit dem klangvollen Organ der Susanna das Publicum in einer Weise hinriß und entzückte, daß ob des donnernden Applauses und Da-Capo-Rufens das Orchester abbrechen mußte. Schon hatte ein rascher Blick der Frau Diez den Dirigenten verständigt, daß sie geneigt sei, dem stürmischen Da-Capo-Rufen

Folge zu geben und das wunderbare Duett zu repetiren, schon klopfte der Dirigent auf, um die Begleitung der Nummer zu beginnen, als Fräulein Mallinger ihre Prosa begann und die Wiederholuug damit unmöglich machte.

Und sie that das nicht etwa unabsichtlich und unbewußt, sondern wir fühlten unten Alle recht gut die Absicht heraus und wurden sehr verstimmt.

Der zweite Vorfall war noch eclatanter und brachte Presse und Publicum in Harnisch. Es waren die „Meistersinger“ angesetzt und diesmal war die Vorstellung deshalb doppelt interessant, weil zum ersten Mal unser Kindermann den Hans Sachs sang, den bislang immer der Berliner Betz gesungen. Es galt die heimischen Gesangskräfte zu Ehren zu bringen, und das wurde von Kindermann auch wacker durchgeführt.

Wir waren natürlich Alle auf's Höchste gespannt. Der Vorhang rollte auf, Stolzing Nachbauer stand an seinem Kirchenpfeiler und verliebte sich in das betende Schön-Evchen. Die Blicke flogen wie sonst hin und her, aber als sie jetzt von dem Ritter interpellirt wurde: „Mein Fräulein, sagt, seid Ihr schon Braut?“ da öffnete Fräulein Mallinger wohl den Mund und man sah, daß sie sang, aber ich hörte nichts.

Ich traute meinen eigenen Ohren nicht recht und fragte deshalb meinen Nachbar, ob er was gehört habe. Aber auch er hatte nichts vernommen. Wir glaubten nun Beide noch an einen Zufall und horchten jetzt um so schärfer. Aber in der großen Scene mit Hans Sachs merkten wir es ganz deutlich, daß Fräulein Mallinger zwar sang, aber nur mit halber Stimme, so daß ihre Noten der kolossalen Stimme Kindermanns gegenüber vollständig verschwanden.

Kindermann selbst, so routinirt und geistesgegenwärtig er auch ist, schien in Verwirrnng zu gerathen, der Teufel soll

auch ein Duett singen, wenn man die mitwirkende Dame singen sieht, aber nicht singen hört. So ging das die ganze Oper hindurch und zwar in solcher Weise, daß das ganze Publicum unruhig wurde. Man glaubte zuerst, Fräulein Mallinger sei krank und hatte Mitleid mit ihr. Dann aber bedachte man, daß, wenn dies wirklich der Fall gewesen, doch wohl die ganze Oper abgesagt worden wäre, oder wenigstens die Regie eine desfallsige Anzeige an das Publicum erlassen haben würde.

Dann verbreitete sich in den Zwischenacten das Gerücht, Fräulein Mallinger habe am selben Tage eine sehr lebhafte Scene im Intendanturbureau gehabt und das seltsame, die Vorstellung störende Benehmen der Dame sei ein unmittelbarer Ausfluß dieses Auftrittes und Fräulein Mallinger räche sich somit an dem Publicum für vermeintliche Kränkungen, die sie auf der Intendanz erfahren. Das Publicum verhielt sich, da man doch so recht eigentlich nicht gewiß wissen konnte, was an der Sache war, sehr ruhig, als aber einige Verehrer des Fräulein Mallinger selbst dieses nicht hörbare Singen der Dame beklatschen wollten, wurden sie sehr energisch niedergezischt. Auch in der Presse wurde nur von wenigen Seiten, aber da sehr energischer Tadel über ein derartiges bisher unerhörtes Benehmen laut; im Großen und Ganzen betrachtete man Fräulein Mallinger, die inzwischen ihr jetziges Engagement an der Berliner Hofoper angenommen, schon fast als nicht mehr zum Institut gehörig. Sie hatte redlich dazu beigetragen, daß die so glühende Liebe der Münchener für sie schnell erkaltete, und selbst die Demonstrationen, die ihre speciellen Freunde bei ihrer letzten Vorstellung zusammen brachten, waren nicht mehr ein Schatten von dem, was die Münchener in früheren, schöneren Tagen ihrem Liebling freiwillig entgegen brachten.

Den Gipfel ihres Undanks gegen ein Publicum, das aus

dem armen, unbekannten Mädchen eine berühmte Sängerin gemacht, gegen einen für alles Edle und Schöne in Kunst und Leben hochbegeisterten Monarchen, der sie mit Gnadenbezeugungen überhäuft, erreichte aber die Sängerin, als sie kurz vor ihrer Abreise nicht nur das Piano, welches sie, wenn ich nicht irre, nach der höchst gelungenen Durchführung der Elsa in den Mustervorstellungen des „Lohengrin," als Beweis höchsten Wohlwollens und Anerkennung ihrer Leistung, bekommen hatte, sondern auch das große Bild, das sie der Darstellung des Evchens in den „Meistersingern," verdankte, mit ihrem gesammten Mobiliar in öffentlicher Auction versteigern ließ. Die Vorgänge bei dieser Auction, die Redensarten, die dabei gefallen, sind seiner Zeit in den Blättern zur Genüge besprochen und das ganze Benehmen der Sängerin derartig gebrandmarkt worden, daß wir nicht mehr auf die ekelhafte Sache weiter zurück zu kommen brauchen, als sie gleichsam als letzten Act des Münchener Lebens der berühmten Sängerin nochmals zu constatiren.

Ein zukünftiger Kunstschriftsteller wird, wenn sich das Talent der jetzigen Frau Mallinger, wie wir dies trotz alledem und alledem nicht nur wünschen, sondern auch gewiß erwarten, als echt und probehaltig erweisen sollte, so daß ihr Name dereinst neben dem einer Jenny Lind, mit der sie wohl am meisten Verwandtes hat, glänzen wird, nicht umhin können, neben dem vielen Licht auch der Schatten zu gedenken, und da wird und muß er nach solchen Bausteinen greifen, wie wir sie in unseren harmlosen Skizzen zu geben bemüht sind. —

Frau Mallinger ist inzwischen auf ihrer Berliner Laufbahn rüstig weiter gegangen. Man kam ihr dort nicht mit jenem Enthusiasmus entgegen, mit dem sie die Münchener von ihrem ersten Auftreten an verwöhnten. Sie hatte im Gegentheile anfangs mit einer großen Opposition zu kämpfen, und

es schien, als ob dieser einst so hellstrahlende Stern schon zu erbleichen beginne. Nach und nach haben sich aber die eminenten Vorzüge der Dame doch Bahn gebrochen und sie hat jetzt nicht nur in Berlin festen Fuß gefaßt, sondern — und das namentlich durch ihre unvergleichliche Darstellung des Evchen in den „Meistersingern“ so entschieden durchgeschlagen, daß sie bereits ihren Platz neben der bisherigen Alleinherrscherin der Berliner Hofoper ganz energisch eingenommen. Möge sie so fortstreben und möge die Künstlerin versuchen, durch immer neue herrliche Gebilde, die sie der Allgemeinheit schenkt, das bittere Andenken des Undanks zu vermischen, den nur die unerfahrene Jugend und fremde, auf sie wirkende Einflüsse einigermaßen erklären, aber nicht entschuldigen konnten.

Ein Lebender.

(Friedrich Haase.)

Was das doch für eine seltsame Zeit gewesen sein muß, in der der Tieck'sche Salon in Dresden der Mittelpunkt alles geistigen Lebens nicht nur für Dresden allein, sondern auch für den größten Theil der damaligen deutschen schönen Literatur war! Wie eng begrenzt einerseits und wie geistig frei und großartig anderseits muthet uns die sitzen gebliebene Romantik einer Zeit an, die doch gar nicht so entfernt von uns liegt, und die doch wieder uns so fremdartig entgegentritt, wie wenn Jahrhunderte zwischen ihr und heute sich dehnten. Wer von uns hat noch, kann noch Sympathien haben für jene blitzblaue Romantik, für die unsere Väter schwärmten, wer von uns hat noch Zeit für jene geistreichen Spielereien, für jenes Ironisiren, das aus dem Nichts Alles machte, für jene Salon-Geistreichheit, die nichts Anderes zu thun hatte, als einen alten, eitlen Mann auf den Altar zu setzen, und ihm einen Götzendienst zu widmen, der uns, die wir mitten in einer großen gährenden Zeit leben, die von uns die ganze volle Hingabe unserer Kräfte zur Lösung ihrer Aufgaben verlangt, eben so unbegreiflich, wie widerlich vorkommt?

Als Tieck 1841 nach Berlin übersiedelte, da war sein Ruhm wohl schon im Sinken, und wenn auch der Mann, der

damals auf dem preußischen Throne saß, und der geistreichste Mann seiner Zeit genannt wurde, wohl das richtige Zeug hatte, um gerade Tieck, den alten Dichter, mit allen seinen schnurrigen Marotten zu begreifen und zu würdigen, wenn er, in denselben Anschauungen einer ihrem Untergang mit Riesenschritten zueilenden Zeit befangen, vergeblich bemüht war, die bereits vermoderten Erinnerungen in's Leben zurückzurufen, und sogar den gestiefelten Kater und andere Scherze des alten Dichters auf die Bühne brachte, die Zeit war doch vorüber. Der Hof, der sich in diesen ihm theils unverständlichen, theils völlig unsympathischen Schnurren par ordre de Mufti langweilen mußte, rächte sich insgeheim durch die bittersten und schnödesten Ausfälle auf den alten Dichter, von denen auch sein königlicher Freund einen guten Theil mit abbekam, und die jüngere Generation war über Ludwig Tieck längst zur Tagesordnung übergegangen. Als er 1853 einsam starb, schloß sich der Strom des Lebens so schnell über sein vergessenes Grab, daß man recht gut sah, wie der alte Romantiker eigentlich doch schon längst gestorben war, als er sich von einigen wenigen treugebliebenen und mit ihm altgewordenen Blaustrümpfen und Freunden noch sehr lebhaft anbeten und anräuchern ließ.

Dennoch schien der Tieck'sche Salon anfänglich in Berlin ebenso ein Centralpunkt für Schöngeisterei und literarisches und künstlerisches Streben werden zu wollen, als in Dresden, und wenn der alte Herr nicht gerade seine Besucher durch Vorlesen langweilte, so konnte man viel Anregendes, Belehrendes und Bildendes mit nach Hause nehmen.

Zu denen, die dort viel verkehrten und sich pünktlich an jedem Besuchabende einfanden, gehörte auch ein junger, hoch aufgeschossener Mensch, der sich nur selten in's Gespräch mischte,

aber mit hellem, klugen Auge beobachtete und auf dessen nicht unschönen, bleichen Zügen sich fort und fort die Reflexe jener Gespräche zeigten, in die er sich nicht mischte und an denen er doch so innigen Antheil nahm.

Die Schröder-Devrient hatte in einem Wohlthätigkeits-concert Schubert'sche Lieder gesungen, es war dies ein Ereigniß für Berlin, das — bezeichnend genug für die damaligen Zustände — für Wochen den allgemeinen Gesprächsstoff abgab, und so hatte sich auch hier im Tieck'schen Salon ein Kreis gefunden, der für die Schröder-Devrient schwärmte.

„Was wollen, was können uns diese Dichter sagen, was wären sie, wenn sie nicht die Musik hätten, die ihre Gedanken auf Adlerfittigen hinauftrüge zu den Sonnenhöhen wahrer, echter Kunst," schwärmte ein Attaché, dem allerdings schon dem äußern Ansehen nach Alles, was an Poesie erinnert, sehr fern lag.

„Sie machen uns da ein nettes Compliment, Herr Graf," sagte eine stolze, üppige Frauenschönheit, „für das ich Ihnen ganz speciell zum Dank verpflichtet bin. Nach Ihrer Theorie wäre also auch die Schauspielkunst sehr überflüssig und die Oper allein zu Recht bestehend und die höchste Kunstform; schade, daß Shakespeare, Schiller, Goethe und Lessing keine Librettos geschrieben haben."

Es war Edwina Viereck, die damals so sehr gefeierte, stolze Schöne der Berliner Hofbühne, die so gesprochen und die sich auch nicht die geringste Mühe gab, die ziemlich verächtliche Färbung ihres Tones zu verbergen. Sie wußte augenscheinlich recht gut, mit wem sie es zu thun hatte und das gräfliche Kalb, das so sicher geglaubt hatte, etwas ungemein Geistreiches gesagt zu haben, machte ein sehr verblüfftes Gesicht und schauete mit großen, verwunderten Augen im Kreise umher. Es sollte von unerwarteter Seite her Hilfe bekommen.

„Ich glaube, wir können uns verständigen, meine Gnädige", sagte eine tiefe, sonore Männerstimme. „Alles zu seiner Zeit! Es wird Niemandem von uns einfallen zu wünschen, daß unsere Geistesheroen hätten Librettos schreiben sollen, aber andererseits werden Sie mir nicht leugnen, daß die Musik so vielen Erzeugnissen der Poesie eine Weihe, eine Kraft, eine Farbe gibt, die, wenn sie auch vielleicht in ihnen selbst gebunden lag, doch lediglich einzig und allein durch die Musik zum Leben erweckt wird. Die Poesie ist bei gewissen Formen gleich der Landschaft, die gewiß an und für sich schön ist, die aber erst dann in ihrer ganzen wonniglichen Schönheit dem verwunderten Auge ersteht, wenn das allbelebende Licht der Sonne darauf fällt, wenn der Himmel über der Gegend blaut und Wärme alles Athmende belebt. Und diese Wärme, dieser blaue Himmel, dieser Sonnenstrahl ist die Musik, die das Lied über Land und Meer trägt, die im Schlachtgesang Alles begeistert mit sich fortreißt, die in der Marseillaise flammend über die Lande dahinschreitet und die Throne zerschmettert.

So, und in dieser Meinung werden Sie mir gewiß nicht Unrecht geben, wenn ich behaupte, daß für das Lied die Musik unentbehrlich ist, beide gehören zusammen unauflöslich."

Der hingeworfene Gedanke wurde begierig aufgegriffen und nach den verschiedensten Seiten hin erörtert; endlich vereinigte man sich am Claviere. Die düsteren Passagen der Introduction zu Schubert's „Erlkönig" rollten und grollten durch den Salon, eine wunderbare Frauenstimme sang die gewaltige Ballade. Tiefes Schweigen lag über der Gesellschaft, als der letzte Ton verklungen; man trennte sich bald darauf.

Am andern Morgen erschien bei Tieck, seinem hochverehrten Lehrer, der junge bleiche Mensch, der am Abend zuvor so innigen Antheil an dem Gespräche über die Verschwisterung

von Wort und Ton genommen und doch kein Wort dazu gegeben hatte. Der Meister wunderte sich, seinen Schüler schon so früh bei sich zu sehen.

Der junge Mensch war anfangs verlegen, weil er befürchtete, den Greis in irgend einer wichtigen Arbeit gestört zu haben; stotternd brachte er dann heraus, daß das gestrige Gespräch ihm keine Ruhe gelassen habe. Er könne und wolle nicht glauben, daß das gesprochene Wort dem gesungenen gegenüber nachstehen müsse, er könne es nicht glauben, denn dieser Glauben würde ihm die Freudigkeit, mit der er sich nach so unsäglichen Kämpfen seinem Beruf hingegeben habe, nehmen. Wenn das wahr sei, was man gestern Abend drüben im Salon behauptete, dann sei er der unglücklichste Mensch unter der Sonne, denn sein Leben sei verfehlt und verpfuscht, und er fühle nicht die Kraft in sich, ein neues anzufangen. Von seinem hochverehrten Meister erwarte er einen endgiltigen Ausspruch und mit diesem lege er sein Geschick in die Hände seines Lehrers.

Der Greis lächelte über den Sturm und Drang der brausenden Jugend, die bereit war, den Inhalt eines Lebens fortzuwerfen, weil eine Formel desselben ihr störend entgegengetreten war. Er beruhigte zuvörderst den Schüler, dann sagte er ihm ruhig, nicht er werde den Ausspruch thun, sondern der Schüler selbst solle zeigen, ob das gesprochene Wort den Kampf mit dem Ton aufnehmen könne. „Wir haben gestern die Schubert'sche Composition des „Erlkönigs“ Alle gehört und uns schweigend der gewaltigen Tonmalerei unterworfen, nun wohl, versuche Du, was die Sprache vermag, nimm den Kampf auf mit der glühenden Tonmalerei, sehen wir, ob Du etwas gelernt hast bei mir, ob Du im Stande bist, durch das einfache, gesprochene Wort all den dämonischen Reiz dieser grollenden Octavengänge, den süßen Zauber des lockenden Erlkönigs, die

Angst des Kindes, das Grausen des Vaters, endlich die stummen Schauer des Todes, die uns aus dem letzten Satze entgegenwehen, zu schildern. Es ist nichts Kleines, was ich Dir zumuthe, mein Sohn, aber ich weiß, von wem ich es verlange. Beginn deshalb ruhig, ich höre."

Der junge bleiche Mensch stand am Fenster, rasch wandte er sich um bei den letzten Worten des Meisters, erregtes Leben arbeitete in den feinen Zügen, blitzte aus den dunklen Augen die Stimme, die eben noch verlegen gestottert, in knabenhafter Unreife in hoher Lage erklungen war, füllte jetzt mächtig das Zimmer, als sie mit der einfachen Frage: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?" gleichsam langsam den Vorhang von einem düstern Nachtgemälde weghob. Der Ton, in dem die zwei Zeilen gesprochen wurden, weckte zugleich die traurige nächtliche Winterlandschaft, in welcher der Erlkönig spukte. —

— — — — — — — — — — — — — — —

„In seinen Armen, das Kind war todt!"

Es war, als halle der düstere Accord, in dem die gewaltige Ballade ausklingt, leise im Zimmer nach. Der junge bleiche Declamator hatte sich wieder an's Fenster zurückgezogen und kühlte die glühende Stirn an den kalten Scheiben.

Der greise Tieck saß in seinem Lehnstuhl zurückgebeugt und hatte die Augen geschlossen, wie um das eben Gehörte langsam ausklingen zu lassen. Er hatte kein Wort für den Schüler, der doch eben ein Meisterwerk geliefert, aber sein Schweigen war beredt genug und der Schüler war selbst zu ergriffen, zu sehr noch mitten im „Erlkönig," um irgend ein Wort der Anerkennung zu erwarten.

Da tönte es vor der Thüre wie schmerzliches Schluchzen. Tieck selbst sprang auf und öffnete; ein vielleicht zwölfjähriges Mädchen stand da und weinte bitterlich.

Als die beiden Herren ihr aber gegenüber standen, raffte sie sich mit kindischem Trotz zusammen und sagte, sie habe dem Onkel Tieck ein Bouquet Schneeglöckchen bringen sollen, da habe sie laut reden hören und an der Thüre gehorcht, und sie habe weinen müssen, weil sie so gefühlt habe, wie das arme Kind sich vor dem Erlkönig gefürchtet, und weil sie sich selbst so gefürchtet. Ob sie nicht jetzt, — und dabei flogen die Locken wild um das erhitzte Gesichtchen, und sie wischte sich die letzte Thräne aus dem Auge und lachte dabei schon wieder — einige von den Schneeglöckchen dem Herrn geben dürfe, weil er das Märchen vom „Erlkönig“ — gelt Onkel Tieck, es ist doch nur ein Märchen? — gar so schön erzählt habe?

Sie theilte die Schneeglöckchen, und das war das erste Bouquet, das Friedrich Haase in seinem Leben bekommen. Gar viele Bouquets hat er in seinem wechselvollen Leben noch empfangen, so manche hohe, schöne Frau hat ihm die Rose aus dem eigenen duftigen Haare zugeworfen — ob ihm aber jemals wieder Blumen eine solche reine, aufrichtige Freude gemacht haben, wie diese Schneeglöckchen aus der Hand eines Kindes, das unter Thränen lachte?

Mignon — so hatte sie Tieck immer genannt, und in der That war sie die Mignon des alten Harfners — ist längst todt. Auf ihrem Grabe sprossen Schneeglöckchen schon viele Frühlinge hindurch. Das sinnige fröhliche Kind sollte den Sommer seines Lebens nicht erleben. Aufgeblüht zur herrlichsten Jungfrau, die ein — vielleicht durch die Goethe'sche Ballade geweckter — namenloser Drang zur Kunst hinzog, verboten ihr die Verhältnisse gebieterisch, diesem unwiderstehlichen Zuge zu folgen. Das hat wohl die frische Lebenskraft zumeist gebrochen und wie die Blume sich am herrlichsten entfalten sollte, da neigte sie das Haupt und welkte. — Erlkönig hat ihr ein Leid's gethan.

Wie nahe Haase's Geschicke mit diesem so schnell verflogenen Frühling verknüpft waren — wer mag das sagen! Trägt doch jede Menschenbrust viel stilles Leid in sich verschlossen, was sie doch niemals missen möchte. Thatsache ist's aber, daß Haase noch heute zu Tage den „Erlkönig" nicht sprechen kann, ohne sich den tiefsten Gemüthsbewegungen auszusetzen und ihn deshalb auch nur sehr ungern spricht. — — —

„Nun sehen Sie, das ist Ihr „Mauernweiler," so begann Ihr Reclamenschauspieler," schloß der Freund seine lange Erzählung und stieß dabei eine große Rauchwolke aus seiner Cigarre.

„Lieber Herr, was will das sagen?" entgegnete ich skeptisch. „Ihre Geschichte, so nett sie auch ist, beweist gar nichts. Man kann bei Tieck gelernt haben, — allen Respect vor dem guten, alten, langweiligen Herrn, möge ihm die Erde leicht sein, — und deshalb doch ein Reclamenschauspieler sein, wie er im Buche steht. Warum soll Haase den Erlkönig nicht schön sprechen und wenn, was beweist das für seine schauspielerische Begabung? Etwas muß an ihm doch sein, sonst hätte man unmöglich die furchtbare Reclame mit ihm treiben können, aber wenn dies Etwas wirklich an ihm ist, um so unverzeihlicher ist nachher der Reclamenschwindel, mit dem er sich umgibt. Schon dieser eine Titel der „Mauernweiler" — —

„Mit dem ihn der hämische Witz neidischer Komödianten, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen, versehen hat," fiel er ein.

„Ganz gleich, ein Genie, wenn Friedrich Haase wirklich ein solches ist, geht seinen Weg ruhig dahin und weicht derartigen Geschichten möglichst aus. Was hat man hier in unserem kleinen Nürnberg nicht alles schon vorher geschrieben, ehe er nur ankam! Es dürfte ihm schwer werden, alle Dem Wort zu

halten, was befreundete Federn gemüthlich für ihn in den Tag hinein versprachen."

„Na, wir werden's ja morgen selbst sehen und dann wollen wir uns wieder sprechen," sagte der Freund ruhig. „Für heute aber, dächte ich, hätten wir genug geschwatzt. Es hat Alles seine Zeit und ich meine, es sei jetzt die des Schlafengehens gekommen."

Das war nun eine Unterredung, die vor längeren Jahren zwischen mir und einem älteren Theaterenthusiasten in Nürnberg stattfand, als Friedrich Haase dort gastiren sollte. Ich hatte mich über die enorme Lebendigkeit unserer Presse, die doch sonst vom Theater so wenig Notiz nahm, lustig gemacht und von „Reclamenschauspielern" und dergleichen gesprochen, worauf mir der alte Herr die obige Episode aus Haase's Leben erzählte. Wie er zu derselben gekommen, weiß ich nicht, doch vermuthe ich, daß mein alter würdiger Freund, der früher selbst sehr viel literarisch thätig gewesen, und vor längerer Zeit in Berlin gelebt hatte, doch wohl selbst seiner Zeit viel im Tieck'schen Salon verkehrt haben mochte. Für mich gewann die hübsche Episode erst Bedeutung, als ich Haase selbst gesehen hatte und mir das so merkwürdige Talent dieses seltenen Menschen geradezu zwingend entgegen getreten war.

Geradezu zwingend, habe ich gesagt, denn gestehe ich's offen, ich war gegen Haase eigentlich sehr voreingenommen. In schauspielerischen Kreisen hatte ich über ihn, über seinen Zusammenhang mit der Reclame, als deren eigentlichster Erfinder er mir bezeichnet wurde, so viel gehört, daß für den Menschen selbst kein freundliches Interesse in mir erwachen konnte. So ging ich denn am andern Tage mit dem festen Entschluß ins Theater, mir keinesfalls imponiren zu lassen, er möge so glänzend sein, wie er wolle. Der „Königslieutenant" von Gutzkow

stand auf dem Zettel. Auch das Stück, eine ganz specielle, aber keineswegs besonders bestechende Blüte jenes eigenthümlichen Dranges der jungdeutschen Schule, berühmte Männer auf die Bühne zu bringen, der das „Urbild des Tartüffe," die „Karlsschüler" von Laube und so viel Anderes hervorgebracht, war gerade nicht dazu angethan, mir den Abend als einen besonders genußreichen zu bezeichnen.

Der erste Act wurde indeß ganz frisch und nett gespielt. Wer den Goethe damals verarbeitete, weiß ich nicht, es war eine Dame, die mir trotz ihres munteren, graziösen und ganz degagirten Spieles doch kein wärmeres Interesse abgewinnen konnte, da sie für mich auch in anderen Rollen etwas ganz entschieden Unsympathisches hatte. So verliefen denn die Vorgänge des ersten Actes für mich ohne ein besonderes Interesse, es sei denn, daß ich mich über das jämmerliche Französisch des Herrn Mack amusirte, der allen Grundsätzen Ollendorf's, Hirzel's und wie die edlen Philologen Alle heißen, die uns das Verständniß der schönen Sprache unserer Brüder jenseits des des Rheins freundlichst eröffnet haben, auf eine zwar nicht zu rechtfertigende, aber äußerst drollige Weise, in's Gesicht schlug. Der zweite Act hatte zwei kurze Scenen, dann kam der Held des Abends, le Comte de Thorane — Friedrich Haase. Langsam und sinnend trat er herein, eine schlanke, vornehme Gestalt. Das schmale, feine und geistreiche Gesicht erhielt durch die weiße Perrücke eine eigenthümliche Umrahmung, die namentlich die Augen besonders glänzend hervortreten ließ. Es war ganz und gar der schwermüthige Cavalier, auf den uns sein drolliger Diener vorbereitet hatte, und die seltsame „Misogyne", von der sich eben noch die beiden Dienstboten unterhalten, spiegelte sich deutlich in den blassen Zügen, obwohl man anderseits recht wohl ahnte, daß diese Hand, die schöne, schmale,

weiße Hand, die so anmuthig aus der Uniform hervorsah, und die so krankhaft nachläßig herunterhing, recht wohl das Schwert zu führen verstünde, daß diese Augen, die so matt und so verschleiert schienen, blitzen konnten im frohen Kampfgewühl. Der erste französische Satz „Ça me fait beaucoup de plaisir“ 2c. zeigte zugleich eine so brillante Fertigkeit im Französischen, eine solche Reinheit des Accents, daß das Bild des französischen Generals sofort in sicherster Gewißheit vor unseren Augen dastand und auch nicht der leiseste Ton daran erinnerte, daß ein Deutscher hier einen Franzosen spielte. In Folge dessen entbehrte auch das Radebrechen des französischen Generals vollständig alles Gemachten und Erzwungenen. Das kam von Herzen und ging zu Herzen, man sah's dem Grafen Thorane an, daß er von seiner Kenntniß der deutschen Sprache selbst bezaubert war, daß er in der vollständigen Einbildung lebte, prächtig deutsch zu sprechen und selbst Freude hatte sich sprechen zu hören.

Ah, wo blieben denn diesem ersten Auftreten gegenüber meine Bedenken, wo war denn nur der Reclamenschauspieler, den ich fest entschlossen war, abscheulich zu finden!? Das war ja ein brillanter Thorane, und der Abend konnte sehr interessant werden.

Und der Abend wurde wirklich interessant!

Wie entwickelte sich dieser Thorane vor unseren Augen! Wie paarte sich hier in so seltsamer, nie erlebter Mischung deutsche, echt deutsche Schwärmerei und Melancholie mit französischem Esprit, mit französischer Leichtlebigkeit, Eleganz und Noblesse! Wie melodisch klangen die deutschen Verse von den französischen Lippen, wie kostete dieser Franzose den melodischen Zauber der deutschen Sprache so ganz und gar aus. Und wie edelschön, wie innig entwickelte sich das Verhältniß zwischen ihm und Wolfgang, wie vornehm trat er seiner Umgebung

gegenüber, wie brach in der Scene mit Rath Goethe der heißblütige Franzose so echt und frisch durch, und wie zeigte sich schließlich das Goldherz des ganzen prächtigen Mannes, das Herz, das so bitter getäuscht, so schwer betrogen worden war und das doch noch die Kraft fand, zu verzeihen und zu vergeben!

Wenn jemals ein Künstler ein widerhaariges Publicum im Sturm erobert hat, so war es Friedrich Haase an diesem Abend, und wenn jemals ein Mensch ehrlich und tiefbeschämt eingesehen hat, welcher Unsinn es ist, sich vom Hörensagen voreinnehmen zu lassen, so war es meine Wenigkeit.

Ich lernte den Künstler erst längere Jahre nachher in München kennen, wo ein beiderseitiger Freund uns einander vorstellte. Ich habe mich wohl gehütet, ihm damals von diesem Abend in Nürnberg und dem vorhergehenden Abend im Caffee, der für mich erst dann, als ich Haase auf der Bühne gesehen, die eigentliche Bedeutung erhielt, zu sagen. Aber ich dankte diesem späteren Gastspiel Haase's in München so manchen schönen Abend, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Nürnberger Erinnerung in meine Skizzen mit aufzunehmen, um so mehr, als es mir nie vergönnt war, dem Künstler persönlich auszudrücken, welch' bedeutenden Eindruck er auf mich gemacht hatte. Denn unsere damalige Unterhaltung — vielleicht die erste und die letzte in diesem Leben — ging über nächstliegende Münchener Theaterverhältnisse nicht hinaus.

Möge dieser Nachhall einer Begegnung, die Friedrich Haase gewiß längst vergessen, ihm auf's Neue die im Künstler- und Schriftstellerleben, Gott sei Dank! nicht so seltene Wahrnehmung bestätigen, daß so manches Samenkorn, oft unbewußt ausgestreut, aufgeht, und da Früchte trägt, wo man sie am wenigsten zu erwarten Ursache hatte.

Ein Geschiedener.

(Dr. Carl Grunert.)

Ende September vorigen Jahres kam von Stuttgart die Kunde, daß die deutsche Schauspielkunst einen herben, unersetzlichen Verlust erlitten: Carl Grunert war geschieden.

Tief bewegt las ich die Nachricht und vor der innigen Trauer, die mir persönlich diesem Verlust gegenüber erwachte, konnte ich kaum den seltsamen Umständen, die seinen Tod herbeigeführt, Interesse abgewinnen. Und doch waren diese so eigen.

Am 30. Juni 1869 trat er zum letztenmale an der Stuttgarter Bühne unmittelbar vor dem Schluß der Saison in der Rolle Zettels im „Sommernachtstraum“ auf, und die letzten Worte, die er auf dieser Bühne, die seine bedeutendsten Leistungen gesehen, gesprochen, waren die dem sterbenden Pyramus in den Mund gelegten: „todt, todt, todt, todt.“ Im besten Wohlsein reiste er wenige Tage später nach Ulm, um einer Einladung eines ihm dort innig befreundeten Kaufmanns zu folgen. Man hatte sich in dem schönen Garten des reichen Kaufherrn versammelt, um den berühmten Gastfreund zu feiern. In der Mitte desselben steht eine Statue, von einem kleinen Bassin umgeben. Grunert will die Statue näher betrachten, gleitet am Rande des Bassins aus und stürzt in das zwar kleine, aber doch sieben Fuß tiefe Becken. Glücklicherweise ist augenblick-

liche Hilfe bei der Hand und nachdem er den nassen Anzug gewechselt, ist er derjenige, der am meisten über das improvisirte kalte Bad am heißen Sommertage lacht und scherzt. Und in der That schien der Vorfall keine weiteren Folgen gehabt zu haben, denn Grunert befand sich am Tage nachher recht wohl und reiste anscheinend gesund nach Stuttgart zurück.

Aber unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimat stellten sich die bedenklichsten Symptome einer Krankheit ein, die nur zu bald immer ernster und ernster werdend nach kaum zwei Monaten die sanfte Auflösung dieser anscheinend riesenhaften Constitution herbeiführten. Mir war Grunert immer wie eine markige, knorrige Eiche vorgekommen und ich hätte nicht geglaubt, daß ein einziger und noch dazu anscheinend so milder Axthieb, wie das unvermuthete kalte Bad an einem warmen Sommertag, den starken Stamm fällen könne.

Aber er lag darnieder, er war todt! Das Zeitungsblatt, welches mir die Nachricht gebracht, hatte ich längst wieder auf den Tisch geworfen, aber lange, lange saß ich da und ließ die Momente, in denen mir der große Verstorbene als Mensch und Künstler entgegen getreten war, meinem Gedächtniß vorüber ziehen.

Unsere Bekanntschaft war nicht gerade auf die erquicklichste Weise eingeleitet worden. Ein Stuttgarter Buchhändler schickte mir eines Tages eine Kiste mit ca. 25 Portraits und schrieb mir dazu: „In den nächsten Tagen wird Dr. Carl Grunert am Münchener Actientheater gastiren. Ich bitte Sie in seinem und meinem Interesse, die beifolgenden Portraits von ihm derartig an die Münchener Kunst- und Buchhandlungen versenden zu wollen, daß namentlich diejenigen, die hübsche, viel besuchte Schaufenster haben, nicht übersehen werden. Eine Andeutung, daß man die Portraits auch hinaushängt und nicht etwa in eine Mappe legt, wäre mir sehr erwünscht.“

Gott, ich kannte den Schwindel ja! Wie oft hatte ich mit den Portraits meines theuren Freundes E . . . P . . . dieselbe Manipulation gemacht. Wo E. P. gastirte, da hing auch sein Portrait an allen Schaufenstern der betreffenden Stadt, einerlei, ob sie Amberg, oder Bamberg, oder Meiningen, oder sonst eine Welt- und Seestadt ersten Ranges war. Das konnte ich als Buchhändler thun und bei E. P., der damals noch eine sehr kleine Größe war, erschienen derartige kleine Scherze sehr verzeihlich und begreiflich, aber Grunert, Dr. Carl Grunert, dessen Name in Deutschland seit langen Jahren einen so vollwichtigen, guten Klang hatte, brauchte dergleichen wahrlich nicht zu thun. Mit sehr gemischten Gefühlen vollzog ich den Auftrag meines Stuttgarter Collegen, und zwei Tage nachher konnte man durch keine Hauptstraße in München gehen, ohne nicht an irgend einem Fenster das tief gefurchte Gesicht des alten Schauspielers zu erblicken.

Wenige Tage später donnerte eine Equipage vor mein Geschäft. Ich saß, nichts Arges ahnend, in meinem Comptoir, als ein alter Herr mit einer jungen, passabel hübschen, aber sehr eleganten Dame herein trat, sich mir als Dr. Grunert vorstellte, mir einige Zeilen von Freundes Hand brachte, die ziemlich überflüssig waren und zugleich mir die junge Dame als seine Schülerin vorstellte. Die Persönlichkeit Grunerts deckte vollkommen das Bild, das ich mir von ihm gemacht. Das war die knorrige, feste Eiche, das war der ernste, gehaltene Mann, mit dem tiefen, glockentönigen, nur fast zu starken Organ, das war die wohlthuende Ruhe einer eben so tiefen Bildung, wie der gefestigten, ruhig sicheren Existenz, die mir da entgegen trat.

Wir verbrachten eine interessante halbe Stunde mit einander und mir blieb, als er schon längst fort war, ein wohlthuender, ruhiger Eindruck von ihm zurück. Von ihr, die er

seine Schülerin nannte, hatte ich gar keinen Eindruck bekommen; die bedeutende Persönlichkeit des Mannes, der mir damals zuerst entgegen getreten war, absorbirte alles Interesse.

Auf's höchste gespannt ging ich in's Theater, um zu sehen, ob die Bretter dem Leben Wort hielten. Ich habe Grunert in mehreren Rollen gesehen, besonders lebhaft stehen vor meinem Gedächtniß sein Cromwell und sein Ludwig XI.

Wie sehr die Gestaltungen Grunert's von einem tiefen historischen Wissen, das sich nicht nur auf äußere Maske und Portraitähnlichkeit, sondern bis in die minutiösesten Kleinigkeiten hinein erstreckte und deßhalb alle seine historischen Charakterbilder als echt und wahr erscheinen ließ, getragen wurden, das wurde mir wenige Monate nach seinem Tode so recht klar, als ich in der berühmten Galerie des Palazzo Pitti in Florenz das einzige, wirklich als echt documentirte Bild Olivier Cromwells sah, das der Lord-Protector von Peter Lely malen ließ, um es dem Großherzog Ferdinand II. von Medici zu übersenden. Das Bild fesselte mich mit magischer Gewalt, denn es war Grunert, oder vielmehr es war derselbe Mann, den uns Grunert damals als Olivier Cromwell darstellte. Die Linien des finstern, ernsten und doch so bedeutenden Gesichtes trafen Zug für Zug, und wieder wurde es mir lebendig, wie gewaltig Grunert damals den finstern Mann vor unseren Augen erstehen ließ, den Mann, der nie lachte, und die größten Pläne in sich herumwälzte, den Repräsentanten einer finstern, freudlosen, ernsten und doch so großen Zeit.

Zwar hatten auch die Vorstellungen Grunert's ihre Schattenseiten, die dem unbefangenen Auge des Kritikers nicht verborgen bleiben konnten. Zuerst fiel eine gewisse Hohlheit des doch sonst unvergleichlich ausgiebigen Organs störend auf, dann irritirte mich eine von Zeit zu Zeit sehr bemerkbar hervortretende

nasale Färbung des Tons anfangs unendlich, bis ich mich nach und nach daran gewöhnt, und endlich gab's in der ersten Vorstellung ein kleines Intermezzo, das mich fast ernstlich gestört hätte, obwohl es schwerlich Jemandem außer mir bemerklich gewesen sein dürfte.

Ich habe schon oben bemerkt, wie die bedeutende wissenschaftliche Bildung Grunert's — er sollte anfänglich ja Theologie studiren und wurde später von der Universität Tübingen auf Grund einer von ihm verfaßten und eingereichten glänzenden Abhandlung über Shakespeare's „Macbeth" zum Doctor philosophiae honoris causa ernannt — ihn fort und fort dazu antrieb, seinen historischen Gestaltungen möglichste Porträtähnlichkeit zu geben, und wie diese Sorgfalt sich auch auf die kleinsten Details seiner Umgebung erstreckte. Das konnte er nun in Stuttgart, wo er als Regisseur selbst gebietender Herr war und ihm die reichen Mittel eines Hoftheaters zur Disposition standen, Alles haben und selbst arrangiren, am Actien-Volkstheater in München, wo die Direction lieber Casse- und Ersparungsstudien, als historische machte, nahm man es mit der richtigen Färbung des Ensemble nicht so genau und glaubte schon alles Mögliche gethan zu haben, wenn für die Puritaner hinreichend gelbe Wasserstiefel vorhanden waren.

Nun sitze ich unmittelbar am Orchester und mein Gehör ist wunderbar scharf, so daß mir nicht leicht eins der „Beiseite" und der nicht gerade zur Darstellung gehörigen Gespräche entgeht, vorausgesetzt, daß man eben sich nicht direct in die Ohren flüstert.

Ich traute nun wirklich kaum diesen meinen scharfen Ohren, als Cromwell gegen den Hintergrund zutretend, auf einmal Reden hielt, die keinesfalls in seiner Rolle standen, und nur an die Direction und die Regie des Actien-

theaters adressirt sein konnten. Wie gesagt, es hat schwerlich Jemand im Zuschauerraum außer mir bemerkt, daß Cromwell während und inmitten seines Spieles zugleich die oben erwähnten beiden Organe des Actientheaters, augenscheinlich unzufrieden mit ihren Leistungen, in einer so kräftigen und kernigen Weise apostrophirte, daß ich mich kaum eines hellen Gelächters erwehren konnte.

Schauspieler, die in dem Stücke mitgewirkt, bestätigten mir hinterher die Richtigkeit meiner Wahrnehmung und sagten mir gleichfalls, daß auch sie sich kaum des Lachens ob dieses bisher unerhörten Doppelspieles hätten erwehren können, aber dennoch den eisernsten Ernst sich glücklich bewahrt hätten, weil der alte Herr unter Umständen im Besitze einer so ausgiebigen Grobheit sich befände, daß effectiv gar Nichts und gar Niemand gegen diese Naturkraft ankönne. Beispiele von Ausbrüchen dieser Naturgewalt seien auf den Proben schon mehrfach dagewesen. Dem sei nun, wie ihm wolle, alle diese Aeußerlichkeiten traten vor der siegenden Allgewalt dieses Genies, vor der imponirenden Wucht, vor dem feierlichen Ernst dieser Erscheinung so weit zurück, daß sie selbst von Denen gern vergessen und vergeben wurden, die unmittelbar unter ihnen zu leiden gehabt hatten.

Wir trafen später in einem kleinen Cirkel noch unvermuthet zusammen und hier bleibt mir unvergeßlich, was Grunert uns aus seinem Leben bruchstückweise mittheilte. Es war das keine nach Selbstachtung duftende Autobiographie, sondern er gab uns nur einige wenige Perspectiven auf ein ernstes, unermüdliches Streben, dem im Ganzen wohl reicher Erfolg, aber doch nur wenig innere Befriedigung und das, was man sonst wohl Glück und Freude nennt, wenig zu Theil geworden. Aus diesen Rückblicken, die eine künftige geschicktere Hand zu

einer Biographie zusammenfügen möge, die Gleichstrebenden ein edles Vorbild, jedem Gebildeten aber eine theuere Erinnerung an einen großen, guten Menschen werden muß, möchte ich noch einige wenige mittheilen, die auf die Anfänge des bedeutenden Künstlers nicht uninteressante Streiflichter werfen.

Carl Grunert wurde am 10. Januar 1810 zu Leipzig geboren. Sein Vater war ein Handwerker, der nicht viel übrig hatte, aber dennoch für die Erziehung seiner Kinder keine Kosten scheute und seinen zweiten Sohn, dessen eigenthümliches declamatorisches Talent sich schon in frühester Jugend zeigte, zum Prediger bestimmte. Er that ihn deshalb in die weltbekannte Thomasschule, welche er durchlaufen sollte. Obwohl nun nach dem Tode des sorgenden Vaters die Vermögensverhältnisse der Wittwe sich in keiner Weise glänzend gestalteten, sondern sogar die Armuth in all' ihrer erschreckenden Erscheinung an sie herantrat, wäre Carl Grunert doch vielleicht der ihm von seinem Vater gesteckten Lebensbahn treu geblieben, wenn nicht in seinem älteren Bruder Gottlieb, der als Chorist am Stadttheater fungirte, ein Moment in das Leben des Thomasschülers getreten wäre, das sich bald nur zu übermächtig geltend machen sollte. Und das war die Lust am Theater, die schließlich so weit ging, daß der Thomasschüler die Stunden schwänzte und sich schon in den Proben Morgens im Stadttheater ruhig einschließen ließ, um nur ja Abends einen guten — natürlich auch sehr billigen, weil unbezahlten — Platz in der Vorstellung zu bekommen.

Ein Gastspiel des damals im Anfange seiner glänzenden Laufbahn stehenden, aber allen Zauber seines großen Talentes schon besitzenden Emil Devrient's — der Ferdinand in „Kabale und Liebe" — brachte den Thomasschüler vollends außer Rand und Band. Der künftige Prediger Leipzigs ging

einfach durch, und schloß sich einer kleinen Bande an, welche damals die sächsischen Großstädte: Glauchau, Waldenburg, Penig u. A. m. unsicher machte.

Die Kehrseite der Medaille, welche in dem Leben und Treiben der Bande — des Meerschweinchens, wie es die Kunstsprache nennt — sich dem begeisterten Kunstnovizen in ihrer erschreckenden Nacktheit, so sehr auch die wärmste Begeisterung entnüchternd zeigte, veranlaßte Grunert, an Jermann zu schreiben, der damals die Zügel des Augsburger Stadttheaters führte, und ihn um Rettung aus dem Elend, das ihn zu verschlingen drohte, zu bitten.

Jermann ließ ihn wirklich kommen und mit zwei Thalern in der Tasche trat Grunert die Reise von Waldenburg nach Augsburg an. Wie er diese Kunstreise in des Wortes verwegenster Bedeutung gemacht hat, darüber erzählte er uns mit wehmüthigem Humor manche Details, die uns ins Herz schnitten. Namentlich verweilte er bei einer Schilderung seiner Gefühle, mit denen er die Lechbrücke passirt und in den reißenden Strom hinunter gesehen hatte, daran denkend, was er dann thun werde, wenn Jermann ihn nicht engagiren würde.

Diese Gedanken waren aber überflüssig gewesen, denn Jermann engagirte ihn, aber die Stellung war keine glückliche, er hatte sich in Waldenburg fast wohler gefühlt, denn wenn er da auch sehr oft hungerig zu Bett gegangen war, gespielt hatte er doch immer, während Jermann, sei es nun, daß er das Talent des Jünglings nicht ahnte, sei es aus anderen Gründen, ihn fast nur zu Statistenleistungen verwendete, ja sogar ihn, was seiner eigensten Natur am aller fremdesten war — zum Singen zwang.

Obgleich er bei seinen bescheidenen Ansprüchen sogar seine Mutter nachkommen lassen konnte und mit dieser von

24 fl. monatlichem Gehalt lebte, so fühlte er sich, trotzdem er die Mutter endlich bei sich hatte — ein Ziel, welches er immer angestrebt — doch gerade durch die Nichtbefriedigung seines glühendsten Strebens so todunglücklich, daß er den festen Entschluß faßte, wieder zur verlassenen Theologie zurückzukehren.

Er nahm seine Nichterfolge als Schauspieler gewissermaßen fatalistisch als Rache des Himmels dafür, daß er den von seinem seligen Vater ihm vorgezeichneten Beruf verlassen hatte, und strebte aus allen Kräften dahin, wieder seine Studien aufnehmen zu können.

Dieser gewaltige Kampf zwischen dem, was er für seine Pflicht hielt, und dem, was wirklich sein Beruf und seine Leidenschaft war, zieht sich durch die nächsten Jahre seines Lebens fort und fort hindurch, und es ist wohl nur dem Umstande zu danken, daß sich keine willige Hand fand, die dem Komödianten, der Theologe werden wollte, die zu den Studien nöthigen Darlehen vorstrecken wollte, daß die deutsche Bühne eines ihrer bedeutendsten Talente nicht beraubt wurde.

Aber auch diese schweren Jahre, die nur unabläßiges Ringen, nur dumpfe Verzweiflung, nur finstere Resignation, aber keinen Erfolg brachten, gingen vorüber, und in Freiburg begann zuerst ein glücklicher Stern den bisher so finsteren Lebensweg des jungen Schauspielers zu erleuchten.

Von da ging es rüstig aufwärts, mit den glänzenden äußeren Erfolgen mehrte sich die Kraft. Von Freiburg kam er 1836 nach Hannover, 1843 nach Hamburg, 1845 schon erhielt er seine lebenslängliche Anstellung in Stuttgart, und sein dortiges Wirken war ein so umfassendes und angestrengtes, daß er verhältnißmäßig nur sehr wenig gastiren konnte und nur wenige Städte, außer Stuttgart, in denen er vorzugsweise gern verweilte, das Glück hatten, sich seines eminenten Talentes zu erfreuen. — —

Jetzt ist auch er dahin auf Nimmerwiederkehr!

Vom Baume seh' ich fallen Blatt auf Blatt und die wenigen, die noch festhalten, beginnen zu welken. Grunert ist todt, Davison wird schwerlich jemals wieder die Bühne betreten können, Marr, Döring, La Roche, Emil Devrient sind alt, und der Nachwuchs, die jüngere Generation, der die alten Herren ihre sieggewohnten Waffen übergeben möchten, will nicht kommen.

Wohin das Auge blickt kein frisches grünes Reis, nur Dürre, kein echtes, gediegenes Gold — nur Flitter; keine Kunst, nur Künste! Wie haben selbst die, von denen ich Alles erwartete, meine Hoffnungen so bitter getäuscht!

Deutsche Bühne, was soll aus dir werden, wo deine besten Männer gehen auf Nimmerwiederkehr!?

Sollen mit diesem traurig-fragenden Accord denn wirklich diese doch im Ganzen frohmüthigen Skizzen ausklingen? Hast Du denn gar nichts für uns, als diese düstere Frage an das Schicksal? so höre ich meine Leser rufen. Nein, Ihr lieben, freundlichen Leser, die Ihr den Autor so treulich begleitet habt sechs Bände hindurch auf mancher verwunderlicher Irrfahrt und auf manch' gutem, geraden Wege, beim Sonnenschein fröhlicher Laune und bei trübem Wetter melancholischer Erinnerungen — nein, wahrlich damit sollen meine Erinnerungen nicht ausklingen!

Das letzte Wort soll nicht eine traurige Frage an eine Zukunft sein, die ich vielleicht zu schwarz, zu düster sehe, sondern ein herzlicher, fröhlicher Dank allen Denen, die nicht müde wurden, mich zu begleiten bei meinen Kreuz- und Querzügen, die Geduld und Nachsicht gehabt haben mit mir da, wo ich vielleicht irrte, und freudige ermuthigende Zustimmung da, wo ich ihnen aus der Seele sprach.

Meine letzten Worte sollen sein: Dank, herzlichen Dank und auf frohes Wiedersehen, lieber Leser, auf neuen Wegen!

Inhalt.

	Seite
Lucile Grahn-Young	1
Früher Theaterdirector — jetzt Mensch	29
Franz oder Franziska	43
Mathilde Mallinger	53
Ein Lebender (Friedrich Haase)	70
Ein Geschiedener (Dr. Carl Grunert)	82

Druck v. Hirschfeld in Wien.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Vor und hinter den Coulissen.

Skizzen und Erinnerungen

von

Carl August Dempwolff.

Band I—VI. Jeder Band à 6 Bogen Inhalt, in prachtvollem Farbendruck-Umschlag mit 7 Medaillonportraits hervorragender deutscher Bühnenkünstler ꝛc. geheftet.

Preis des Bandes 10 Sgr. = 60 Kr. ö. W.

Inhalt: I. Ein Souper mit Marie Seebach. — Wie Lila von Buliovsky eine deutsche Schauspielerin wurde. — Wie Friederike Goßmann in Nürnberg einen Nibelungenhelm kaufte und in Paris sehr theuer soupirte. — Ein Tag im Redactionsbureau und ein Abend im Theater.

— do. II. Die Meistersinger. — Kaulbach und Liszt. — Heinrich Marr. — Zwei Marien. — Ernst Possart. — Folterkammer und Bratwurstglöcklein. — Die Hölle.

— do. III. Felicita von Vestvali. — Eine Erinnerung an eine Heimgegangene. — Hans v. Bülow. — Prinzessin Schnakoli. — Agnes Wallner und die Demimonde-Komödie. — Wie man Tenoristen entdeckt. — Eine Wiener Geschichte. Wahrheit und Dichtung.

— do. IV. Das große historische Musikfest der musikalischen Akademie Neu-München. — Wo Hackländer seine Sommermonate zubringt. — Adolf Sonnenthal's Anfänge. — Ein Besuch bei einem vielgenannten Dichter. — Anna Versing-Hauptmann. — Ein deutscher Schriftsteller. — Wilhelm Knaack. — Eine Perle der Burg.

— do. V. Clara Ziegler. — Wiener Croquis Nr. 1. Beim kleinen Löwy. — Wiener Croquis Nr, 2. Die Neue Welt in Hietzing. — Die Gelehrten der Fliegenden Blätter. — Therese Krones rediviva. — Eine Kunstreise mit Hindernissen. — Ein neuer Intendant. (Feodor Wehl.)

— do. VI. Lucile Grahn-Young. — Früher Theaterdirector — jetzt Mensch. — Franz oder Franziska. — Mathilde Mallinger. — Ein Lebender (Friedrich Haase). — Ein Geschiedener (Dr. Carl Grunert).

Der Verfasser obiger Skizzen hat in seinem bewegten Leben vielfach Gelegenheit gehabt, mit den Trägern großer Namen in Kunst und Literatur zusammenzukommen, und schildert diese Begegnungen in jener bekannten humoristischen Weise, die seiner liebenswürdigen Feder schnell Freunde in den weitesten Kreisen gemacht hat. Niemand wird diese Bändchen unbefriedigt aus der Hand legen. Jeder Band ist einzeln zu haben und in sich vollkommen abgeschlossen.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Urtheile der Presse

über

C. A. Dempwolff's

Vor und hinter den Coulissen.

Der baierische Landbote. 1868. Nr. 288. „Unter dem Titel: „Vor und hinter den Coulissen" ist soeben von unserm beliebten Feuilletonisten C. A. Dempwolff eine Sammlung von kleinen geistreichen Skizzen und Erinnerungen erschienen, welche sich rasch in den weitesten Kreisen Freunde erwerben wird. Es sind einzelne Cabinetsstücke unter den Skizzen, die durch ihre köstliche Laune und ihre witzige liebenswürdige Zeichnung selbst dem verbissensten Hypochonder ein Lächeln abnöthigen werden. Wir empfehlen die höchst elegant ausgestatteten Bändchen, die, wie wir hören, fortgesetzt werden sollen, unserem Leserkreis auf das Wärmste."

Kölnische Zeitung. 1869. Nr. 209. „Unter dem Titel: „Vor und hinter den Coulissen" hat C. A. Dempwolff eine Reihe Skizzen und Erinnerungen herausgegeben. (Wien, Hartleben's Verlag.) Diese kleinen, amusanten Plaudereien haben meist in Literatur oder Kunst hervorragende Persönlichkeiten zum Gegenstande, wie schon aus den Titeln hervorgeht: „Wo Hackländer seine Sommermonate zubringt", „Felicita von Vestvali", „Hans von Bülow", „Agnes Waller und die Demimonde-Komödie" u. s. w."

Hamburg-New-Yorker Theater-Zeitung. 1868. Nr. 1. „Allen Freunden heiterer Lectüre sind Dempwolff's Skizzen „Vor und hinter den Coulissen" bestens zu empfehlen."

Ueber Land und Meer. 1868. Nr. 5. „Vor und hinter den Coulissen" nennt C. A. Dempwolff seine ebenso stofflich interessanten, als hübsch und pikant geschriebenen Skizzen und Erinnerungen aus dem Leben von Holtei, Richard Wagner, Hans von Bülow, Ernst Possart, Marie Seebach, Fanny Janauschek, Lila von Buliovsky, Friederike Goßmann ꝛc. Ein frischer, blühender Humor prickelt wie Champagnerbläschen in der zierlichen Darstellung und auch dem Gemüth ist reiche Rechnung getragen, wie es der echte Humor ja verlangt. Niemand wird z. B. die Schilderung aus dem Jugendleben der berühmten Marie Seebach ohne Rührung lesen, wie sie noch eine arme, junge, unbekannte Schauspielerin am Theater in Nürnberg war und ihr höchster Traum — nach einem unechten Sammetkleide mit Theaterschleppe ging. Der Verleger (A. Hartleben, Wien) hat die beiden Bändchen durch die Tondruckbildchen der genannten Inhaltshelden sehr hübsch ausgestattet."

Wiener Elegante. 1869. Nr. 25. „Eine Auswahl pikanter Skizzen, die Erlebnisse des Verfassers im Gebiete des Theaters, der Kunst und Literatur umfassend, sind mit anmuthig erzählender Feder hingeschrieben; dramatische Größen, wie Goßmann, Janauschek, Rettich, Possart, Sonnenthal, Knaack; Schriftsteller und Musikheroen, wie Wachenhusen, Holtei, Rich. Wagner, v. Bülow u. m. a. begegnen uns, wie sie leben und wirken, so daß wir nur bedauern können, daß der Verfasser in Anbetracht des dankbaren Stoffes seine Feder bei Seite legt, indem das Werkchen mit sechs Bändchen zum Abschlusse kommt. Für die Ausstattung des Buches, welches mit den bezüglichen Porträten in überraschender Weise umrahmt ist, hat die Verlagsbuchhandlung auf das Geschmackvollste Sorge getragen."

ꝛc. ꝛc.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Oberitalienische Fahrten.

Von

C. A. Dempwolff.

16 Bogen. 8. Elegant in Farbendruck-Umschlag geheftet.

Preis: 20 Sgr. = 1 fl. 20 kr. ö. W.

Wie glänzend der Stil des Verfassers ist, wie sehr seine Beobachtungen mitten aus dem Leben herausgegriffen sind und in welch' rosigem Lichte sein ewig frischer Humor spielt, das haben seine bisher erschienenen Bücher und die zahlreichen, in allen großen Zeitungen Deutschlands zerstreuten Feuilletons zur Genüge bewiesen. Alle diese Vorzüge zieren auch das neueste Buch Dempwolff's. Durch die „Oberitalienischen Fahrten," deren Schilderungen das Riesenwerk der Brennerbahn, den Garda-See, Mailand, den Como-See, Bergamo, Brescia, Verona und Venedig umfassen, hat der Verfasser nicht nur bewiesen, daß er über sprudelnden Humor und Geist, sondern auch über eine Fülle geschichtlicher und kunsthistorischer Kenntnisse gebietet, welche das Buch hoch über das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungsliteratur erheben und es zu einem vorzüglichen Führer für Norditalien machen.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Urtheile der Presse

über

C. A. Dempwolff's Oberitalienische Fahrten.

Nürnberger Correspondent. 1869. Nr. 640. „Oberitalienische Fahrten" von C. A. Dempwolff. Die Hauptrichtungen dieser Fahrten geben wir an, indem wir aus dem Inhaltsverzeichniß folgende Capitelüberschriften herausgreifen: Ueber den Brenner, von Botzen zum Garda-See, Mailand, der Como-See, Lecco, Bergamo, Brescia, Verona, Venedig. In blühendem Stile und mit lebendiger Anschaulichkeit schildert der Verfasser Land und Leute; ein oft hervortretender, liebenswürdiger Humor verleiht der Darstellung einen besondern Reiz. Als eine vielfach anregende und durchaus fesselnde Lectüre verdient das Buch alle Empfehlung."

Hannoverscher Courier. 1869. Nr. 4669. „Vielen unserer Leser wird in den hervorragendsten belletristischen Journalen Deutschlands der Name C. A. Dempwolff begegnet sein, unter Aufsätzen über Kunst, Literatur, Theater, Reisebilder 2c., hier und da auch unter ansprechenden Novellen, und stets wird der Leser sich durch die ungemeine Frische der Darstellung, die Ursprünglichkeit der Anschauungen und die Milde und Schönheit der Empfindungen in hohem Grade angenehm berührt gefunden haben. Wir freuen uns, in diesem Schriftsteller einen Sohn unseres engeren Vaterlandes, einen Hannoveraner (aus Lüneburg) begrüßen zu können. Dempwolff, jetzt in München, hat ein wechselvolles, reiches Leben durchlebt. Er sah viele Länder, vieler Menschen Städte und ergründete ihre Sitten; lange Zeit widmete er seine Kräfte und seine treffliche Begabung dem Dienste der Tagespresse und ist noch jetzt unermüdlich thätig, hochgeschätzt von vielen Journalen als erprobter Mitarbeiter. Außer einer früher erschienenen Sammlung von Novellen sind jüngst im Buchhandel von Dempwolff einige Schriften erschienen, welche wir unseren Lesern recht dringend empfehlen wollen; sie werden sich durch die Lectüre derselben einige genußreiche Stunden bereiten. Zunächst nennen wir: „Oberitalienische Fahrten" (A. Hartleben, Wien), eine Reiseschilderung von seltener Frische und einem vom Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Humor. Der Verfasser bereiste die oberitalienischen Seen, Mailand, Verona und Venedig. Von Seite zu Seite folgt man mit größerer Spannung, mit größerem Interesse diesen trefflichen Schilderungen, die leicht hingeworfen, doch Umfassendes über die berührten Punkte des Landes geben, scharfe und klare Beurtheilung von Menschen und Dingen zeigen, von einer höchst wohlthuenden, tiefen und poetisch angeregten Empfindung durchweht sind. Man kann nicht leicht angenehmer unterhalten werden, als es durch diese Reiseschilderungen geschieht,

und wir sind überzeugt, daß unsere Leser uns dankbar sein werden, sie auf dieselben hingewiesen zu haben.

Anderer Art, aber nicht minder unterhaltend, sind die in diesem Verlage erschienenen Bändchen: „Vor und hinter den Coulissen," Skizzen und Erinnerungen aus dem regen Verkehr des Verfassers mit den hervorragendsten Bühnenkünstlern, Virtuosen und Schriftstellern der Gegenwart. Wir finden da geschildert: Kaulbach und Liszt, Maria Seebach und Friederike Goßmann, Heinrich Marr und Adolf Sonnenthal, Felicita von Vestvali nnd Wilhelm Knaack 2c. Die Vorzüge, welche wir den Reiseskizzen Dempwolff's nachrühmten, zieren auch diese „Erinnerungen." Es sind höchst ansprechende Schilderungen, gewürzt und getragen von einem liebenswürdigen Humor, der stets ergötzt und fesselt. Die Bändchen sind wie die Reiseskizzen hübsch ausgestattet und mit schönen Farbendruckumschlägen versehen."

Deutsche Roman-Zeitung. 1869. Nr. 28. „Der geistreiche Feuilletonist hat auch in diesem Werke wieder seinen lebendigen Stil und frischen Humor bewiesen. Ueber die Brennerbahn, den Garda-See, Mailand und Como werden wir nach Venedig geführt. Interessante, geschichtliche und kunsthistorische Details verleihen dem Buche einen höheren Werth und machen es zu einem ebenso nützlichen wie angenehmen Reisebegleiter."

Neueste Nachrichten. 1869. Nr. 166. „Von C. A. Dempwolff sind bei Hartleben in Wien „Oberitalienische Fahrten" erschienen, ein Buch, das wir nicht nur den Glücklichen empfehlen, welchen es gegönnt ist, das Land unserer Sehnsucht, Italien, zu besuchen, sondern auch allen Jenen, welche diesseits der Berge bleiben müssen. Erstere haben dann auf ihren Wegen einen practischen und beredten Führer bei sich, der zwar den Reisehandbüchern nicht Concurrenz macht und auch nicht machen will, der aber durch seine reiche Erfahrung belehrt und durch seine pikanten Schilderungen, zu welchen die Landschaft die Scenerie liefert, wie durch den gutmüthigen Humor, der überall wie frischer Quell lustig hervorsprudelt, auf's Beste unterhält; die Letzteren hingegen können, angeregt durch den Farbenreichthum, die Wahrheit und Lebendigkeit der Schilderungen, ihre Phantasie durch das ganze gelobte Land ihrer Sehnsucht schwärmen lassen und mit Interesse und nicht ohne geistigen Gewinn werden sie den gemüthlich reisenden Schriftsteller auf allen seinen Fahrten im Geiste begleiten. Das treffliche Buch verdient ein Plätzchen in der kleinen Reisebibliothek eines jeden Privatmannes."

National-Zeitung. 1869. Nr. 310. „Oberitalienische Fahrten. Von C. A. Dempwolff (Wien, Hartleben's Verlag). Anschauliche Schilderungen von Verona und Venedig, vom Garda- und vom Como-See. Der Verfasser ist voll Humor, ohne allzugroße Touristeneitelkeit und weiß Dinge und Menschen wirksam in Scene zu setzen. Zuweilen erhebt sich die Darstellung zu einer poetischen Schönheit."

Tagestelegraph. 1869. Nr. 159. „Reisebilder sind längst ein so viel bebautes Feld in der Literatur geworden, daß — wenn sie besuchtere Gegenden zu ihrem Vorwurfe nehmen — ihnen nur in den seltensten Fällen noch einige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Glücklicherweise gibt es auch heutzutage noch bevorzugte Schriftsteller, welche unendlich oft behandelten Gegenständen doch wieder in originaler und selbst den Verwöhnteren fesselnder Weise neue Seiten abzugewinnen wissen: Zu ihnen gehört C. A. Dempwolff, dessen eben im Hartleben'schen Verlage erschienenen „Oberitalienischen Reiseskizzen" durch ihren Reichthum von Humor, von wissenschaftlicher Bildung, durch die gefällige Form, kurz durch jenen undefinirbaren Chic, welcher nur den besten Feuilletonisten unserer Zeit eigen, die Anerkennung eines jeden nach guter Unterhaltungslectüre Verlangenden erzwingen."

Neue Stettiner-Zeitung. 1869. „Ein in den weitesten Kreisen beliebter Schriftsteller ist: C. A. Dempwolff, dessen letzte literarische Arbeit in der Herausgabe seiner Oberitalienischen Fahrten besteht, die uns eben in lebhafter Weise anregten.

„Ha, welche Lust gewährt das Reisen!" So würde das Motto lauten, welches wir seinen Oberitalienischen Fahrten beilegen, die als eine „Stimmung" gebende Lectüre angelegentlich zu empfehlen sind. Weit entfernt davon, durch kunstgeschichtliche Abhandlungen und kritische Analysen den Reiselustigen schwerfällig oder zaghaft zu stimmen, schlägt der talentvolle Verfasser vielmehr einen zwanglosen, gefälligen „Plauderton" an, der in seiner ungesuchten Art unsere Aufmerksamkeit wider Willen anspannt und uns allmählig so zutraulichen Geistes macht, daß wir uns gar bald dem schriftstellernden Reisenden anschließen und ihn mit behaglichem Wohlgefallen auf Schritt und Tritt begleiten. Die schlichte Faßlichkeit, wie das lebenswarme Colorit seiner Schilderungen nämlich, versetzen den Leser stets in die Situation, in welcher er sich jedesmal zu befinden hat. Vor Allem aber, und das dünkt uns der Hauptvorzug des Buches, herrscht Stimmung in der Auffassung und Wiedergabe vor. Hier ist es eine historische Reminiscenz; dort eine künstlerische, die den Verfasser zu Reflexionen gefühlvoller Art anregen. Schwärmerei, Wehmuth, Entzücken, träumerisches Versenktsein, wechseln in elastischer Empfänglichkeit mit einander ab, und räumen oft einem realistischen Verlangen und Begehren in harmloser Fügsamkeit das Feld. Genug, die literarische Skizzenmalerei Dempwolff's verschafft dem großen Publicum das Vergnügen, mit diesem und jenem Schönen, Bedeutenden und Genußreichen eine flüchtige Bekanntschaft anzuknüpfen, so daß dem ernster Forschenden ein liebenswürdiger Anstoß gegeben wird zum mühsameren Vordringen. Seit einigen Jahren schon hat Dempwolff diese literarische Skizzenmalerei mit durchgreifendem Erfolg geübt. Er wußte es namentlich durch die Inscenesetzung seiner Erlebnisse und Erinnerungen, die unter dem Titel: „Vor und hinter den Coulissen," dem Druck übergeben, auf das Fesselndste zu effectuiren. Na-

türlich, in seinem bewegtem Leben vielfach Gelegenheit gehabt, mit bedeutenden Persönlichkeiten der Kunst und Literatur zusammen zu kommen, lauschte er in diesen Begegnungen mit enthusiastischer Gesinnung und einem pikanten Beischmack von Humor immer die geistige Seite ab. In seiner Gesammtheit aufgefaßt, haben wir es also mit einem Talent zu thun, dessen literarische Plaudereien, nach den verschiedensten Richtungen hin, in bunter Mannigfaltigkeit als eine anregende, unterhaltende Lectüre sich erweisen."

Germania. 1869. Nr. 49. „Auf unserem Redactionstisch liegt uns ein neues Buch vor, welches den Titel führt: „Oberitalienische Fahrten, von C. A. Dempwolff." Das Buch ist äußerlich so geschmackvoll ausgestattet und lächelte uns durch seine auf dem äußeren Titelblatte in hübschem Farbendruck ausgeführten Illustrationen, welche auf seinen Inhalt hinweisen, so einladend an, daß wir es uns, trotz dem Vorurtheil, das wir gegen Reisewerke hegen, welche uns alljährlich die Flut des Büchermarktes an den Strand wirft, nicht versagen konnten, uns mit dem Inhalte näher bekannt zu machen. Je mehr wir darin lasen, desto mehr aber wurden wir gefesselt, denn wir müssen gestehen, daß wir ein anziehenderes Buch über Oberitalien, wie dieses Dempwolff'sche, noch nicht gelesen haben. Es zeichnet sich vor Allem durch die Wärme der Empfindungen bei Anschauung von Naturschönheiten aus, welche ihm Schilderungen in die Feder dictirt, die auch den Leser so warm machen, daß er sich Flügel wünscht, um die herrlichen Landschaftsbilder sofort mit eigenen Augen schauen zu können. Was die Anmuth dieses Dempwolff'schen Buches noch erhöht, ist der rosige Humor, der durch das Ganze hindurch zieht; übrigens glauben wir das Buch nicht besser empfehlen zu können, als wenn wir aus dem Buche selbst die Stelle eines Briefes hier anführen, womit sich eine geistreiche Dame gegenüber dem Verfasser in folgender Weise ausspricht: „Ich bin nicht der Meinung, daß wir von Ihren Fahrten in Oberitalien gerade besondere Bereicherung unserer kunstgeschichtlichen Kenntnisse zu erwarten haben, auch glaube ich nicht, daß Sie versuchen werden, uns das, was Lecomte, Förster, Pecht, Rohl und Andere vor Ihnen recht gut beschrieben haben, nochmals zu beschreiben; wer aber Freude hat an frischen kecken Skizzen, die dreist aus dem Leben herausgerissen sind, der wird gerne mit Ihnen wandern und von der fröhlichen Fahrt manchen genußreichen Moment mit nach Hause bringen."

2c. 2c.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Kunst Schauspieler zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung,

die Kunst der dramatischen Darstellung in Bezug auf Declamation, Mimik und Maske durch Selbstunterricht sich anzueignen.

Von

Dr. Rafael Hellbach.

13 Bogen. 8. Elegant in farbigem Umschlag geheftet.

Preis: 12½ Sgr. = 75 kr. ö. W.

Mit vorliegendem Werkchen glauben wir Freunden der Schauspielkunst und künftigen Bühnenmitgliedern keine unwillkommene Gabe zu bieten; denn es umfaßt so ziemlich Alles, was bloße Kunstfreunde mit den interessantesten Mysterien der Bühnenwelt vertraut machen, Kunstjüngern aber als Wegweiser auf ihrer Bahn dienen kann.

Eine kurze Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst zeigt zunächst, wie sich das Theater seit seinen Uranfängen im grauen Alterthume immer mehr entwickelt, wie es trotz seiner Kämpfe mit dem Vorurtheil, mitten unter den politischen Stürmen siegreich seine Herrschaft behauptet, gleichsam einen Staat im Staate bildend, und endlich einerseits jenen Grad der Vollkommenheit, anderseits aber auch jene Verkommenheit des Geschmacks erlangte, welche heutzutage sein Loos. Die Anforderungen an die geistigen und körperlichen Eigenschaften des künftigen Schauspielers, welche gleichsam den Eingang zu dem Selbstunterrichte bilden, sollen den Fähigen zu dem auszuführenden Schritte ermuthigen, den Unfähigen aber nach halbwegs genauer Selbstprüfung vor einem zu späten Rücktritt bewahren. Die nun folgenden Anweisungen zur Declamation, Mimik u. s. w. bilden gleichsam die Grundlinien der zu zeichnenden Charaktere, deren spätere Zergliederung das schaffende und lebhaft erfassende Talent in dem als wichtig Erkannten bestätigen und vor Irrwegen behüten. Der Abschnitt über Liebhaber-Theater, endlich die Andeutungen über Costüme, die Kunst des Schminkens u. s. w. werden das originelle Werkchen auch den Dilettanten, welche die Schauspielkunst nur zeitweise und zu ihrem Vergnügen ausüben, sehr willkommen machen.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Kunst
Sänger zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung,
besonders für Dilettanten,
sich in der Kunst des Gesanges, in Bezug auf
Stimme und Vortrag
durch Selbstunterricht zu vervollkommnen.

Von

Gotthold Carlberg.

10 Bogen. 8. Elegant in illustrirtem Umschlag geh.

Preis $12^1/_2$ Sgr. = 75 kr. ö. W.

Indem wir dieses Büchlein der Oeffentlichkeit übergeben, glauben wir dem Wunsche vieler jungen Herren und Damen nachzukommen, welche dem Gesange sich zu widmen (sei es zu ihrer Unterhaltung, sei es um einen Erwerb aus dieser Kunst zu machen) gewillt sind. Der Verfasser hat in diesem Buche den Gesang der professionellen Sänger, wie der Dilettanten in gleicher Weise berücksichtigt und ein besonderes Augenmerk dem in neuerer Zeit so schnell zu Bedeutung und zu Pflege gelangten Chorgesange zugewendet. Man findet in dem Buche die Vorbereitungen zu dem Gesange des Liedes, des Oratoriums, der Cantate, des Chorgesanges und der Oper, somit sind viele Stylarten, denen eine Stimme in der praktischen Ausübung des Gesanges unterworfen sein kann, berücksichtigt. Jeder, der singt oder singen will, wird in dem Inhalt Etwas finden, was ihn besonders interessirt, und das Ganze wird zugleich unterhalten und belehren. In einem Anhange bespricht der Verfasser die bedeutendsten Institute der Oper und der Gesangvereine, und wir möchten fast sagen, er resumirt in diesem Theile practisch, was er im Haupttheile des Buches als Theorie aufgestellt hat. Ein besonderer Werth ist darin zu suchen, daß der Verfasser nicht, wie viele Andere, nur theoretisch sich mit dem Thema beschäftigt hat, sondern daß als Dirigent der Oper und oratorischer Aufführungen er bei der Behandlung dieses Stoffes von den reichsten praktischen Erfahrungen geleitet wurde.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Kunst Dichter zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung
die
Kunst der Poesie in Bezug auf Form, Versmaß und Reim
durch Selbstunterricht sich anzueignen.
Mit vielen Musterbeispielen und einem vollständigen Reimlexikon.

Von
Otto Müller.

15 Bogen. 8. Elegant in illustrirtem Umschlag geh.

Preis 17½ Sgr. = 1 fl. ö. W.

Wir sind überzeugt, mit diesem Werkchen den Freunden der Dichtkunst und Denjenigen, die sich zeitweise selbst daria versuchen wollen, eine willkommene Gabe zu bieten, denn es umfaßt so ziemlich Alles, was Jenen als Leitfaden zum besseren Verständniß der klassischen Werke unserer deutschen Dichter dienen, als auch Letzteren den schwierigen Pfad auf die Höhe des Parnasses ebnen soll.

Den den Eingang bildenden Erklärungen des Wesens der Poesie, der Tropen und Figuren schließt sich das Capitel von der Dichterfreiheit (licentia poetica) an mittelst welcher dem Laien die Mittel an die Hand gegeben werden, den Reichthum des deutschen Sprachschatzes in den meisten schwierigen Fällen dem Bedarf des Augenblicks anzupassen, worauf zu den verschiedenen Versarten übergegangen wird, unter welchen der Nibelungen- oder Knittelvers in seiner edleren, berechtigten Bedeutung, vorzügliche Berücksichtigung findet. — Die Erklärung der verschiedenen Dichtungsarten bildet endlich den Schluß der Lehre von der Poetik in passender Weise.

Was den rein practischen Theil dieses Werkchens anbelangt, so sind die zahlreichen, den besten deutschen Dichtern entnommenen Musterbeispiele in der Art ausgewählt, daß sie einerseits mit nur geringen Abänderungen den Schein der Originalität gewinnen, anderseits aber das schöpferische Gemüth des Laien auf eine neue Gedankenbahn leiten. Das dem ganzen Werkchen gleichsam die Krone aufsetzende Reimlexikon wird dasselbe besonders den Dilettanten in der Dichtkunst, die ohne Reim sich kaum zwei aufeinanderfolgende Verse denken können, höchst wünschenswerth gestalten

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Der Teufel auf Reisen.

Humoristisch-satyrischer Roman

von

Carl v. Kessel.

3 starke Bände. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 6 Sgr. = 5 fl. 4 kr. Oe. W.

Der durch seine seitherigen Arbeiten zur Genüge vortheilhaft bekannte Verfasser übergibt mit diesem Roman dem Publicum abermals ein Werk, welches sich durch Geist, feinen Witz, scharfe Satyre und originelle Charakterzeichnungen auf das Günstigste empfiehlt. Daß der Teufel im Spiel des Lebens gar häufig die Karten mischt und trotz alles Abläugnens doch nur zu oft seinen Einfluß geltend macht, ist eine bekannte Thatsache, und wenn sich der Herr Verfasser daher denselben bei seinen Streifzügen zum Führer wählte, so können wir dies nur als eine ebenso originelle wie glückliche Idee bezeichnen. — Uebrigens zeigt sich Letzterer nicht als ein plumper und boshafter, sondern als ein gutmüthiger und geistreicher Teufel, dem es an Anstand und Sitte nicht fehlt, und mit welchem daher auch die Leser gern verkehren werden, ohne an seiner infernalischen Abstammung Anstoß zu nehmen.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Zweierlei Juden.

Erzählungen

von

Michael Klapp.

Eleg. geh. Preis 28 Sgr. = 1 fl. 47 kr. Oe. W.

„Zweierlei Juden" — wie schon der Titel besagt, eine kleine Gallerie von Charakterköpfen aus dem jüdischen Volksleben verschiedener Zeitläufe.

In den **„Flagellanten"** wird auf historischem Boden ein ergreifendes Bild nationaler Lebensaufopferung entworfen. Aus dem tiefdunklen Grunde mittelalterlichen Fanatismus hebt sich die Gestalt eines heldenmüthigen Mannes ab, der sich für seinen Glauben mit sammt seiner Gemeinde, der er vorsteht, kämpfend unter den Trümmern des Rathhauses begraben läßt. Das Ghetto selbst ist die Wahlstatt dieses Kampfes auf Tod und Leben, den eine Schaar fanatischer Sectirer mit den von Staat und Mitmenschen verlassenen Juden blutig zu Ende führt.

Im **„Bäckerschegiz"** wird die Berührung von Christen- und Judenthum sanfter, milder, humaner, wie es der späteren Zeit zukam. Ein christlicher Bäckerjunge wird zum Entdecker eines von Brotneid eingegebenen Complottes gegen das Leben der Prager Judenschaft, eine Entdeckung, die ihm die Hand seiner Geliebten „Hannele," der Tochter des Reb Paltiel „Kozen," einbringt. Die Schilderung des Hauses des Juden Paltiel gibt allerlei komische Genrebildchen und Figuren echt jüdischen Volkslebens.

„Gräfin Dalles" ist ein rein komisches Lebensbild, das sich in der Zeit des Staatsbankerotts unter Kaiser Franz heiter abspielt und einen durchgangs originellen Frauencharakter in einer Fülle psychologisch feiner Züge darstellt.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Neue interessante Romane

aus

A. Hartleben's Verlag

in Wien, Pest und Leipzig.

Die

Sclavinnen der Nadel.

Ein romantisches Spiegelbild

aus der Gegenwart.

Frei nach dem Englischen

von

August Kretzschmar.

2 Bände. Eleg. geh.

1 Thlr. 2 Sgr. = 1 fl. 68 kr. ö. W.

Ein Ehemann

über den man sich lustig macht.

Humoristischer Roman

von

Paul de Kock.

Autorisirte Ausgabe.

2 Bände. Eleg. geh.

1 Thlr. 2 Sgr. = 1 fl. 68 kr. ö. W.

Das

Geheimniss des Castellans.

Roman

von

Paul de Kock.

Autorisirte Ausgabe.

2 Bände. Eleg. geh.

24 Sgr. = 1 fl. 26 kr. ö. W.

Der

Eingesperrte.

Roman

von

Elie Berthet.

Autorisirte Ausgabe.

2 Bände. Eleg. geh.

1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. 10 kr. ö. W.

Die Gräfin

von

Monte-Christo.

Roman

von

J. Du Boys.

4 Bände. Eleg. geh.

2 Thlr. 20 Sgr. = 4 fl. 20 kr. ö. W.

Ein

Kind des Volkes

oder

Der Arbeiterkönig.

Original-Roman

von

A. Storch.

3 Bände. Eleg. geh.

2 Thlr. 4 Sgr. = 4 fl. ö. W.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Interessante neue Erscheinungen

aus

A. Hartleben's Verlag

in Wien, Pest und Leipzig.

Aus meiner Festungszeit.

Ein Beitrag

zur Geschichte der preußischen Reaction.

Von

Gustav Rasch.

2. Aufl.

20 Sgr. = 1 fl. 20 kr.

Im Lande der Pharaonen.

Reisebilder aus Egypten.

Von

Arthur Stahl.

15 Bogen.

In Farbendruck-Umschlag geheftet.

20 Sgr. = 1 fl. 20 kr. ö. W.

Aus einem

freien Lande.

Ein Reisebuch durch Schweden.

Von

Gustav Rasch.

In Farbendruck-Umschlag geheftet.

20 Sgr. = 1 fl. 20 kr. ö. W.

Haus-Album.

Lose Skizzenblätter.

Von

Elise Polko.

1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. ö. W.

Die Geheimnißvollen

oder

Freimaurer und Jesuit.

Roman

von

Arthur Storch.

Vier Bände.

3 Thlr. 10 Sgr. = 6 fl. ö. W.

Vom spanischen

Revolutionsschauplatze.

Spanische Zustände,

Charakteristiken und Geschichte

von

Gustav Rasch.

20 Sgr. = 1 fl. 20 kr. ö. W.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Herrschaft des Mönchs

oder

Rom im neunzehnten Jahrhundert.

Von

General Garibaldi.

Rechtmäßige und gesetzlich geschützte Original-Ausgabe in deutscher Sprache.

Zwei Bände 3 Thlr. = 5 fl. 40 kr. ö. W.

Volksausgabe in 1 Bande. 2. Aufl. 1 Thlr. = 1 fl. 80 kr. ö. W.

Wer kennt nicht den Einsiedler von Caprera, der, nachdem er lange Jahre für die Unabhängigkeit und Freiheit nicht bloß seines eigenen Vaterlandes, sondern auch fremder Nationen jenseits des atlantischen Oceans gekämpft, in seinen gerechten Erwartungen getäuscht, sich grollend auf das Eiland zurückgezogen hat, wo Zustände und Persönlichkeiten, die er nur mit Trauer, Haß und Verachtung betrachten kann, ihn wenigstens nicht unmittelbar berühren oder sein Auge beleidigen.

Hier hat er, der Cincinatus der Neuzeit, nachdem er hochherzig auf Alles verzichtet, was sein blankes Schwert und der Zauber seines Namens ihm hätten zu Füßen legen können, Muße gefunden, ein Buch zu schreiben, wie die Literatur aller Zeiten und Völker noch keines besitzt.

Die bodenlose Sittenverderbniß, die grauenhafte Corruption und die tiefe moralische Versunkenheit der „ewigen Roma," die zweimal den Erdkreis beherrscht und die Völker entweder durch rohe physische Gewalt oder durch schlauen geistigen Trug und Druck in schmachvolle Fesseln geschlagen, gehen hier an dem Auge des Lesers in einer Reihe von Bildern vorüber, deren Zeichnung eben so lebenstreu und scharf, wie ihr Colorit wunderbar markig und naturwahr ist.

Neben geistlichen Würdenträgern, die sich nicht entblöden, ihr gieriges Augenmerk auf stets neue Opfer ihrer Sinnenlust zu richten, neben den verworfenen Creaturen, die sich zu bereitwilligen Helfershelfern und Werkzeugen dieser hochgestellten Wüstlinge hergeben, schreiten die echten Römer, die Männer des Volkes, welches einst das erste der Welt war, einher, und setzen Gut und Blut daran, um ihrem Vaterlande wieder die Bahn zu öffnen, die es zum Ziele seiner culturhistorischen Mission führen kann.

Schöne Frauen, ritterliche Briganten und heldenmüthige, wenn auch excentrische Kinder der freiesten Nation Europas unterstützen diese selbstverleugnungsvollen Patrioten in ihren Bemühungen und theilen die gefahrvollsten Abenteuer und Kämpfe mit ihnen.

Aber es ist Alles umsonst. Die „Herrschaft des Mönchs" stützt sich auf die dienstbereiten Bajonnete, die schon einmal die römische Republik, die junge Frucht des Völkerfrühlings von 1848, vernichtet — eine Frucht, deren abermaliges Erblühen nun in dem Blute des Straßenkampfes von Rom und des Schlachtfeldes von Mentana ertränkt wird.

Dies ist es, was zündend und meisterhaft dargestellt, den Inhalt des merkwürdigen Buches bildet, welches, in allen Hauptsprachen gleichzeitig erschienen, die Aufmerksamkeit nicht bloß Europas, sondern aller civilisirten Nationen der Erde beschäftigt.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Dalmatien und seine Inselwelt,

nebst Wanderungen

durch die Schwarzen Berge.

Von

Heinrich Noë.

30 Bogen. 8. 1870. Elegant in illustrirtem Umschlag geheftet.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr. = 3 fl. ö. W.

In diesem Buche entwirft der Verfasser in seiner bekannten Weise ein farbenreiches Bild des seltsamen Landes, welches man eine „Schweiz im Meere“ nennt. An der Grenze abendländischer und östlicher Sitte gelegen, bietet es dem Wanderer Schauspiele, wie keine andere Gegend unseres Erdtheiles. In seinen Bewohnern vermengt sich jenes Element, welches uns so überraschend in den phantastischen Schöpfungen des südslavischen Heldenliedes entgegentritt, mit mühevollem Leben auf dem Meere, mit den Bestrebungen der Schifffahrt, mit dem friedlichen Wein- und Oelbau, wie mit den Einzelnheiten malerischen Elendes auf dem klippenreichen Boden. Für die Einbildungskraft des dalmatinischen Volkes gab es in vergangenen Jahrhunderten zwei Hauptstädte der Erde und ihres Landes: Stambul und Venedig. Diese sind mit den Einwirkungen, welche im Mittelmeer- und Adriabecken von beiden ausgingen, noch heute die Angelpunkte dalmatinischen Wesens.

Der Verfasser führt uns auf die weinreichen, grünen Inseln, in die einstmaligen Venetianer Städte der Küste, zeigt uns die Kalkeinöden des Festlandes, hie und da von üppigen Thälern unterbrochen, das flache Zara, auf welches der beschneite Welebit hinschaut, die Warte der Wila's und der Räuber — Sebenico, von grauen Felspässen gehütet — Spalato, dessen Gassen in den einstigen Gängen des Kaiserpalastes liegen, — das palmenreiche Ragusa und sein Volk, hervorragend durch Pflege heimatlicher Dichtkunst und sanfter Sitte — die finstere Bocca, den meilenlangen tiefgrünen Alpensee — Cattaro, vom Riesen Lowcen überragt — zuletzt den Schwarzen Berg, die Heimat der Wölfe und „Falkenmenschen“. Ueberall knüpft er an die Erscheinungen der Natur nicht minder an, als an die Ueberlieferungen südslavischer Sage und heimischen Liedes, an die Beobachtung menschlichen Treibens auf dem „wüsten Felde“, dem Meere, wie an die Hantirung der Menschen in den Klüften und auf den grünen Oasen des dinarischen Karstgebirges. Wir dürfen wohl sagen, daß hier zum ersten Mal eine lebendige Schilderung des südlichen Küstenlandes geboten wird, welches dem Verständniß unseres Publicums bis zu den neuesten Ereignissen herab „unbekanntes Land“ geblieben ist.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Hartleben's Verlag

Wien, Pest, Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dempwolff, Carl August

Vor und hinter den Coulissen Skizzen und Erinnerungen von C. A. Dempwolff

Bd.: 6

Wien ; Pest ; Leipzig 1870
Biogr.c. 79 v-1/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11047601-5